Schwartz, Novellen.

Novellen

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von Emil J. Jonas.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Inhalt:

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1875.

Zwei Brüder.

An einem schönen Abende im Anfange des Juli 1862 kam ich in Kreuznach an.

Die Stadt ist auf drei Seiten von Bergen umgeben, welche in terrassenartigen Absätzen mit üppigen Reben bekleidet sind. Oestlich von der Stadt breitet sich eine in Fruchtbarkeit prangende Ebene aus, welche in der Entfernung einer Meile am Fuße einer malerischen Bergkette ihre Grenze findet. Ein Fluß, die Nahe, schlängelt sich durch die Landschaft hin und theilt die Stadt in zwei Theile, die alte und die neue.

Die Gegend um Kreuznach war vielleicht schon zur Zeit der Römer bekannt, und man behauptet, daß diese zwölf Jahre vor Christi Geburt unter Claudius Drusus in Bingen ein Castell zum Schutz für ihre militärischen Neubauten gegründet hätten, und man nimmt an, daß die bei der Stadt gelegenen Mauern ein Werk derselben seien. Etwas später wurden die

Deutschen Herren der Gegend, bis auch diese im Jahre 449 von dem fränkischen Könige Chlodwig vertrieben wurden. Zu derselben Zeit muß auch Kreuznach seinen Namen und Ursprung erhalten haben, nach der Tradition durch ein Kreuz, welches auf der Insel errichtet wurde.

Mönche kamen und wallfahrteten durch den Wald zur Insel, meldet die Sage, und bekehrten Alt und Jung zum Kreuze. Es entstand dort eine Stadt, wo früher nur Hütten standen, und diese Stadt wurde nach dem auf der Insel stehenden Kreuze Kreuznach genannt.

Es heißt, daß Ludwig der Fromme zuweilen in Kreuznach residirt habe; man weiß jedoch nicht, wo der Palast, die sogenannte Osterburg stand; denn sie wurde 893 von den Normannen zerstört.

Während des dreißigjährigen Kriegs war die Stadt mehrere Male in Gefahr, von Grund aus zerstört zu werden. Im Jahre 1620 wurde sie von den Spaniern belagert, im Jahre 1631 von Gustav Adolf hart berannt und 1639 vom Herzog Bernhard von Weimar, dem Anführer des schwedischen Heeres, mit Sturm genommen.

Kreuznach selbst hat in Betracht seines Aeußern, seiner vielen krummen und engen Straßen, seiner alt-

modischen Gebäude nichts Einladendes für die Brunnen- und Badegäste, welche hier aus allen Ländern im Sommer zusammenströmen. Das einzige Bemerkenswerthe ist das Kreuz in der Wirthkirche.

Was der Stadt in Ansehung des Baustils abgeht, das wird durch die Umgegend ersetzt, welche durch Mannichfaltigkeit in Naturpracht und Schönheit Kreuznach zu einem der angenehmsten Orte macht.

Auf der sogenannten Insel liegt die Quelle, aus welcher unzählige Brunnengäste Gesundheit und Kräfte zu schöpfen glauben. Diese hat den Namen Elisabethquelle erhalten.

Es war ein sonniger Morgen am Tage nach meiner Ankunft in Kreuznach, an welchem auch ich mich mit meinem Becher einfand, um meine Brunnencur anzufangen. Der Platz, welcher die Quelle umgab, wimmelte von Menschen. Alle möglichen Sprachen erschollen hier. Man trank sein salziges Wasser, man promenirte, man ruhte aus oder lauschte der Musik.

Hier und dort bildeten sich Gesellschaften aus verschiedenen Nationen.

Hier versammelte sich ein Haufen Franzosen um die schöne und elegante Frau N., die in Frankreich geboren und an einen Holländer verheirathet ist. Dort promenirte die häßliche, aber prachtvolle Fürstin G—sky

aus Moskau, und dort lachte und scherzte die ebenso lebhafte Marquise D. mit ihrer Umgebung, unter welcher Lady H. ernst und mit echt englischer Würde sich mit einem Landsmann unterhielt. Eine Strecke weiter davon hatten eine Dame und zwei Herren ihre Promenade unterbrochen, um mit gespannter Aufmerksamkeit den Inhalt einer Zeitung zu lesen, welche die neuesten Nachrichten aus Amerika, ihrem Vaterland, brachte. In einiger Entfernung von diesen wurde von ein paar Italienern Garibaldi mit glühendem Enthusiasmus genannt, und ganz nahe an der Quelle standen ein paar Schweden, welche in aller Ruhe ihr Glas leerten, während ein Schwarm Deutscher an ihnen vorübereilte und sein Entzücken über Kreuznachs wunderschöne Natur aussprach.

Verwirrt durch das Menschengewimmel und das babylonische Sprachengewirr entschlüpfte ich dem Platze vor der Quelle und nahm den Weg zur Linken, der sich am Ufer der Nahe hinzieht.

Langsam wandelte ich den Weg vorwärts und blieb dann und wann stehen, um die auf der andern Seite des Flusses sich erhebenden Weinberge zu betrachten, welche dort gleichsam Wache standen, um mit ihren starken Armen das Thal zu beschützen, in welchem Kreuznach liegt.

Als ich an das Ende des Wegs gekommen war, welcher sich mit einer der Straßen aus der Stadt vereinigt, wendete ich um und befand mich plötzlich gerade vor zwei Damen, einer ältern und einer jüngern.

Es gibt Gesichter, welche gleich im ersten Augenblicke einen unauslöschlichen Eindruck machen. Ein solches Gesicht war das der ältern Dame. Es frappirte nicht durch seine Schönheit oder durch die Spuren vergangenen Glanzes, die es besaß, sondern durch den Charakter, welcher in demselben ausgeprägt war.

Jeder Zug, jede Linie desselben sprach davon, daß ihr Leben durch irgend einen verwüstenden Sturm verheert worden sei.

Das Mädchen, welches an ihrer Seite ging, plauderte und lachte mit der ganzen Sorglosigkeit der Jugend. Ich hörte nicht, was es sagte, aber ich sah, daß die ältere Dame dem einnehmenden Kinde zulächelte. Dies Lächeln enthielt eine ganze Lebensgeschichte. Es lag auf den Lippen, aber es kam nicht vom Herzen. Es war mild und doch kalt, freundlich und gleichwohl traurig.

Am andern Morgen, als man wieder an der Quelle versammelt war, suchte ich im Gewimmel unter

den Menschen, um die Dame wiederzufinden, welche tags zuvor mein Interesse so lebhaft erweckt hatte. Ich fand auch bald, was ich suchte. Nachdem ihre Begleiterin, das junge Mädchen, ihr Glas geleert hatte, entfernten sie sich vom Platze bei der Quelle und gingen den Weg zur Nahe. Ich folgte ihnen und setzte mich auf eine der dort aufgestellten Bänke. Sie promenirten hin und her an mir vorüber und ich hatte also Gelegenheit, dieses so tief melancholische Gesicht zu studiren.

Während ich ihr mit den Augen folgte, malte ich mir ihre Lebensgeschichte aus, wie sie durch den Anblick in meiner Einbildungskraft erregt worden war. Sie war als Mutter unglücklich gewesen. Der Tod hatte sie aller ihrer Kinder bis auf dieses einzige beraubt, welches ihr zur Seite ging und um dessen willen sie jetzt die Qual des Lebens ertrug.

So ungefähr zeichnete ich mir ihr verflossenes Leben, ohne mich jedoch dadurch zufriedengestellt zu sehen. Die Unbekannte glich einem Buche, dessen Titel Neugier erregt, dessen Inhalt aber dennoch unbekannt bleibt.

Nach einer Stunde Bewegung kehrten sie zur Quelle zurück, und mit ihnen zugleich erhob sich Jemand von der Bank, auf welcher ich saß. Nun erst bemerkte ich, daß ein Herr dort gesessen hatte.

Er hatte ein eigenthümliches Aussehen. Seine Haut war so stark von der Sonne verbrannt, daß sie ganz dunkelbraun geworden war, was sie ursprünglich ganz bestimmt nicht gewesen. Das dunkle Haar hatte trotzdem keinen Anstrich von Schwarz, und der starke, über das halbe Gesicht gehende Bart war sogar hell. Die Augen lagen tief unter ein paar buschigen Augenbrauen und sahen bei dem ersten Anblick finster aus, allein bei näherer Betrachtung entdeckte man, daß sie ganz sanft waren.

Als er sich von der Bank erhob, seufzte er tief und folgte den beiden Damen zur Quelle nach.

Ungeachtet meiner eifrigsten Versuche vergingen mehrere Tage, ohne daß es mir glückte, den Namen der beiden Damen zu erfahren.

Ich hatte inzwischen eine Bemerkung gemacht, nämlich daß der oben beschriebene Herr, wie ich, stundenlang mit Betrachtung der ältern Dame und ihrer jungen Gesellschafterin zubringen oder ihnen in einiger Entfernung nachfolgen konnte, gleichsam als fürchtete er, sie aus dem Gesicht zu verlieren.

Daß mich diese Bemerkung zu dem Schlusse führte, der Mann mit den buschigen Augenbrauen habe sich, obwohl er seinem Aussehen nach einige vierzig Jahre alt war, in das junge Mädchen verliebt, versteht sich von selbst.

Ein Zufall sollte mich jedoch früher, als ich hoffte, mit den beiden Damen zusammenführen und uns ganz unvermuthet auf einen vertraulichen Fuß setzen.

Ich wohnte im Hotel Weber, welches gleich links liegt, wenn man über die Brücke kommt, die zur Promenade führt.

Weber's Hotel ist ein großes, schönes Gebäude, wie die Hotels in Kreuznach im Allgemeinen sind. Alle Zimmer in demselben waren mit Brunnen- und Badegästen besetzt.

Im Auslande nimmt man keine Notiz von seinen Nachbarn, sondern man ist gewöhnlich in vollkommener Ungewißheit sowohl über deren Aussehen als über ihre Stellung in der Gesellschaft.

Eines Abends spät, als ich noch auf meinem Balkon saß, wurde ich jedoch durch Jemand gestört, der zu mir hereinstürzte, und ich hatte, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, die Tochter der Dame vor mir, welche mich so lebhaft interessirte.

In schönem, fließendem Deutsch bat sie mich, sogleich in ihr Zimmer zu kommen, denn eine ihrer Nachbarinnen sei bei ihnen erkrankt.

Ich folgte ihr und war nicht wenig verwundert, als ich fand, daß wir nicht allein in demselben Hause, sondern auch in demselben Stockwerke wohnten.

Als ich in ihr Zimmer trat, fand ich die Mutter des Mädchens mit einer alten Frau beschäftigt, welche sich auf dem Boden in Krämpfen wälzte.

Es wurde ein Arzt geholt, und wir brachten die Kranke, eine alte Russin, welche im Hotel wohnte, mit Hülfe der Bedienung in das von ihr bewohnte Zimmer.

Durch diesen Vorfall knüpfte sich unsere Bekanntschaft an.

Die ältere Dame war eine Frau Spindler aus Berlin und das Mädchen eine Verwandte, welche sie wie ihr eigenes Kind auferzogen hatte.

Ich gebe hier in kurzen Worten Alles wieder, was sie mir mittheilte.

Sie war der jungen Louise halber nach Kreuznach gekommen, die eine Brunnen- und Badecur durchmachen sollte.

Nachdem die Bekanntschaft gemacht war, befanden wir uns täglich und fast stündlich beisammen, und ich kann wohl sagen, daß ich höchst selten mit Personen in Berührung gekommen bin, die mir mehr behagt hätten als diese beiden Fremden.

Ueber den Mann von finsterem Aussehen, welchen ich stets auf Louisens Wegen fand, erhielt ich durch einen Landsmann die Aufklärung, daß er ein englischer Kosmopolit sei, der, nachdem er die ganze Welt

durchstreift habe, von Gicht oder andern ähnlichen Krankheitsanfällen geplagt werde und sich deshalb jetzt in Kreuznach aufhalte.

Er galt für außerordentlich reich, weil er buchstäblich Geld rings um sich ausstreute. Im Uebrigen hielt er sich von den andern Brunnengästen entfernt, und es war durchaus unmöglich, zu näherem Umgange mit ihm zu gelangen.

Ein Tag nach dem andern verfloß sehr schnell, und in kurzem war ich bereits drei Wochen in Kreuznach. Noch zwei und ich mußte mich nothwendigerweise von meinen liebenswürdigen Nachbarn trennen.

Eines Tages äußerte ich zu Frau Spindler: „Haben Sie nicht einen Mann bemerkt, der beständig Ihren und Louisens Wegen folgt?"

„Nein, Madame das habe ich nicht", antwortete sie mir und sah mich an.

„Wenden Sie sich um und werfen Sie einen Blick auf die Bank und Sie werden ihn dort entdecken."

Frau Spindler that es, heftete aber nur einen flüchtigen Blick auf den Mann und sagte: „Möglich, daß er von Louisens Aussehen frappirt worden ist, aber er gehört nicht mehr dem Alter an, in welchem die Liebe eine Rolle spielt. Er kann ihr nicht gefährlich werden."

Diese Aeußerung führte uns zu einem Gespräche über die menschlichen Leidenschaften.

Frau Spindler drückte sich auf eine Art aus, welche deutlich zu erkennen gab, daß sie viel durch dieselben gelitten habe.

„Wissen Sie", sagte ich, „bevor ich Sie kennen lernte, hatte Ihr Aeußeres auf mich einen so lebhaften Eindruck gemacht, daß ich mir den Besitz der Gabe wünschte, im Buche der Vergangenheit lesen und die Geschicke, welche Sie betroffen haben, kennen lernen zu können. Im Fortgange unserer Bekanntschaft ist dieser Wunsch immer lebhafter geworden, und jetzt in diesem Augenblicke würde ich sehr viel darum geben, Ihre Lebensgeschichte kennen zu lernen."

„Und weshalb?" fragte sie mit wehmüthigem Lächeln.

„Weil die Prüfungen, welche Sie erduldeten, ihren Stempel auf Ihr Gesicht, ja auf Ihr ganzes Wesen gedrückt haben."

„Es wäre kein Wunder, wenn dem so wäre." Sie seufzte und fuhr nach einer Pause fort: „Vor unserer Trennung werde ich Ihren Wunsch erfüllen. Ich werde Ihnen meine kurze, aber düstere Lebensgeschichte erzählen."

Hier wurden wir von Louisen unterbrochen, welche

zu uns kam. Sie hatte eine längere Spazierfahrt mit einigen jungen Damen aus Berlin gemacht, die zu ihrer Bekanntschaft gehörten.

Ein paar Tage nachher, als Louise in Gesellschaft dieser Landsmänninnen eine Vergnügungstour nach Wiesbaden machte, schlug Frau Spindler vor, daß wir, sie und ich, den längst besprochenen, aber immer wieder aufgegebenen Besuch des Rheingrafensteins, einer höchst merkwürdigen Ruine eine Stunde Wegs von Kreuznach, machen wollten. Ich nahm den Vorschlag mit Eifer an, wendete aber ein, daß es eine Sünde gegen Louise sei, wenn sie nicht mit wäre, da sie so dringend gewünscht hätte, grade diese Ruine näher zu betrachten.

Frau Spindler antwortete auf meine Bemerkung: „In meiner Gesellschaft kommt Louise niemals nach dem Rheingrafenstein; ich habe ein Vorurtheil dagegen, sie dorthin zu führen, das Sie begreifen werden, wenn wir dort gewesen sind.“

Natürlich konnte ich nichts dagegen einzuwenden haben, sondern es blieb bei dem Entschlusse, daß wir uns gleich am Nachmittage dorthin begeben wollten.

Die Gans, der höchste Kamm des Bergrückens, bewacht den Felsen des Rheingrafensteins und ist eins der unzähligen Zeugnisse von Gottes Allmacht und

Größe, welche die Natur aufweisen kann. Er erinnert an eine Zeit, in welcher unser schöner Planet ein anderes Aussehen hatte als jetzt.

Die Gans ist eine Zusammensetzung isolirter plutonischer Massen, welche durch irgend eine unterirdische Kraft aus dem innern Schooße der Erde emporgeworfen wurden und sich auf dieser Ebene zu riesenhaften Felsen bildeten.

Die Aussicht von diesem merkwürdigen Berge ist über alle Beschreibung entzückend.

Am Fuße dieser wolkenhohen Felsen stürzt der Strom nach dem schönen Münster am Stein, und hinter diesem treten Kauzenberg und ein Theil von Kreuznach hervor. Zur Rechten von Münster hat man den gewaltigen Rothenfels mit seinen unzähligen Zinnen, Spitzen und Klüften, die in mannichfaltigen Farbentönen vom Roth bis zum Grün abwechseln. Weiterhin zur Linken sieht man das von Rebenhügeln umgebene Norheim, welches sich gleichfalls auf den Rothenfels stützt; dann werden Augen und Sinne von den Ruinen der Ebernburg gefesselt. Weit in der Ferne und von den Sonnenstrahlen beleuchtet erscheinen der Johannisberg und Wiesbaden. Ueberall, wohin man blickt, eine unendliche Abwechslung von Wäldern, Weinbergen, grünenden Weinfeldern, blumigen Hügeln,

lachenden Thälern, bevölkerten Dörfern und Ueberbleibseln entschwundener Jahrhunderte.

Das Gemälde war schön, der Eindruck ergreifend und die Erinnerung daran unauslöschlich.

Nachdem wir dies großartige Panorama lange Zeit betrachtet hatten, wanderten wir von der Gans hinab und nahmen den Weg rechts, um auf demselben zu dem Berge zu gelangen, auf welchem die Ruinen des Rheingrafensteins liegen.

Nach einer sehr mühsamen Wanderung befanden wir uns endlich auf der Plattform, welche sich oben auf der Ruine bildet.

Das Erstaunen und die Verwunderung, welche die Sinne beim Anblicke der Ueberreste dieser Burg erfassen, die auf der Spitze eines lothrechten Felsens und gleichsam über dem Abgrunde schwebend erbaut ist, kann in Worten nicht wiedergegeben werden.

Oben auf der Ruine, wo sich die Plattform bildet, steht ein kleines eisernes Kreuz.

Meine Aufmerksamkeit war indessen so ausschließlich durch die Aussicht von der Ruine gefesselt, daß ich ganz und gar vergessen hatte, auf meine Begleiterin zu achten.

Endlich wendete ich mich zu ihr, um einige Fragen an sie zu richten; aber diese erstarben mir auf den

Lippen, denn ich fand sie am Fuße des kleinen Kreuzes niedergesunken. Sie saß dort gleichsam wie vernichtet von Ermüdung und stützte den Kopf mit der Hand.

„Was fehlt Ihnen? Sind Sie unwohl?“ fragte ich erschrocken.

Frau Spindler erhob den gesenkten Kopf, richtete ihre großen seelenvollen Augen auf mich und sagte ganz matt: „Es ist nichts. Achten Sie nicht auf die Schwäche, welche mich ergreift, da ich nach Verlauf so vieler Jahre mich wieder hier befinde. Hier auf diesem Platze habe ich als Kind gespielt oder auf die Sagen dieser Burg gelauscht. Ach wie glücklich und wie unglücklich bin ich hier gewesen!“

„Sie haben also in dieser Gegend gelebt?“ fiel ich ihr ins Wort.

„Ja, meine Wiege stand in dem Thale am Fuße dieses Berges.“

Diesen Worten folgte ein Schweigen. Ich sah ein, daß ich keine weitern Fragen thun konnte, welche die frühern Schicksale meiner Begleiterin berührten, sondern äußerte nach Verfluß einiger Minuten: „Hat denn diese Ruine nicht irgend eine Geschichte?“

„O jawohl, gewiß, obgleich sie durchaus unvollständig ist; aber was in geschichtlicher Hinsicht fehlt,

das hat die Sage zu ersetzen übernommen; denn der Sagen, welche von diesen Ueberresten einer starken und mächtigen Burg umgehen, sind viele und wunderliche. Die wirkliche Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt. Die ersten sichern Nachrichten, welche man von ihr hat, schreiben sich aus dem Jahre 1282, wo die Rheingrafen, nach der Schlacht bei Sprendling und der Zerstörung ihrer Stammburg Rheinberg, hier Stein erbauten. Trotz der scheinbaren Unzugänglichkeit wurde die Burg dennoch mehrere Male von Feinden genommen und zerstört. Der gänzliche Untergang des Rheingrafensteins wurde 1689 von den Franzosen herbeigeführt, und seitdem blieb es eine Ruine, die einem düstern Gespenste gleicht, welches die Spitze des Felsens bewacht."

„Und wie lauten die Sagen, welche man von diesem Steingespenste berichtet?"

„Es sind deren zu viele, als daß man alle wiederholen könnte", antwortete Frau Spindler; „aber ich will Ihnen eine erzählen, welche auf mich, als ich jung war, einen gewissen Eindruck machte und die gewissermaßen eine Rolle in meinem Leben gespielt hat. Diese Sage ist mit meinem Kummer so innig verknüpft, daß ich im Zusammenhange mit ihr meine Lebensgeschichte erzählen und auf diese Weise ein Ihnen

gegebenes Versprechen lösen werde. Diese Stelle scheint mir passend dazu, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Ich versicherte ihr, daß mir der Vorschlag ganz besonders angenehm sei, und nachdem ich mich auf einen moosbedeckten Stein in einiger Entfernung von ihr niedergelassen hatte, begann sie ihre Erzählung, welche wir hier nennen:

Die Sage vom Rheingrafenstein.

„Ich verlor meine Eltern frühzeitig“, begann Frau Selma Spindler. „Sie wohnten dort unten im Huttenthal, welches unter uns am Fuße des Berges liegt.

Als meine Eltern starben, hinterließen sie nichts als Schulden.

Meiner Mutter Bruder, Konrad Spindler, welcher am Ende des Dorfes dort unten wohnte und ein großes Weinfeld besaß, kaufte das Wohnhaus meiner Eltern und zog dorthin.

Er nahm sich der vater- und mutterlosen Tochter seiner Schwester wie seiner eigenen Kinder an und erzog mich neben seinen beiden Söhnen Rolf und Gerhard. Bevor ich jedoch fortfahre, von uns zu sprechen, will ich Ihnen die Sage von der Erbauung des Rheingrafensteins erzählen. Während ich aufwuchs, befand sich auch ein anderes vater- und mutterloses Mädchen,

Namens Gretchen, im Thale, welches blödsinnig war. Man sagte, daß sie es durch eine unglückliche Liebe geworden sei.

Sie war das Entzücken aller Kinder, weil sie alle Sagen von den Ruinen der Gegend kannte, insbesondere die vom Rheingrafenstein.

Kam irgend ein Fremder ins Dorf, so war Gretchen seine Führerin und berichtete ihm Glaubliches und Unglaubliches von den Ruinen. Sie pflegte auch ganze Tage hier oben zuzubringen und ihre Lieder von stolzen Rittern und schönen Jungfrauen zu singen.

Ich besonders hatte als Kind ein außerordentliches Gefallen an Gretchen gefunden und ging, sobald ich sie sah, hier herauf mit ihr, um eine neue Sage zu hören.

Unter den vielen, welche sie erzählte, machte die von der Erbauung des Rheingrafensteins den tiefsten Eindruck auf mich und ich konnte sie nicht oft genug von Gretchen wiederholen hören, die ihrerseits sich am meisten dafür interessirte, gerade diese zu erzählen. Hören Sie also, wie sie lautete:

Es war vor vielen hundert Jahren ein Rheingraf, der mit dem Erzbischof von Mainz in Streit lag.

Er gerieth während dieser Fehde in so große

Drangsal, daß er seine Rettung in der Flucht suchen mußte und auf derselben zu dem Felsen kam, auf welchem diese Ruinen jetzt liegen.

„Hier möchte ich eine Burg haben, auf ihr würde ich den Priestern trotzen können. Aber kein Sterblicher wird es wagen, diesen Felsen zu besteigen, noch weniger dort eine Veste zu bauen, wofern nicht der Teufel ihm als Baumeister dienen will."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als auch schon Satan vor dem Grafen stand und sagte: „Ich will Dir helfen, aber unter einer Bedingung, nämlich, daß der erste, den ich durch das Fenster der neuen Burg sehe, mir gehört."

Der Graf kämpfte anfangs gegen die Versuchung, eine unüberwindliche Veste auf der Spitze des Felsens zu erhalten, aber der Böse überwand endlich seine Bedenklichkeiten.

Der Contract zwischen Satan und dem Grafen wurde aufgesetzt.

Als der Graf am Morgen des folgenden Tages erwachte, fiel sein Blick auf den Berg, und siehe, da lag eine Burg, deren Zinnen und Thürme in der Morgensonne glänzten. Ungewiß, ob er träume oder wache, rieb er sich die Augen, aber die während der

Nacht von Herrn Beelzebub's dienstbaren Geistern aufgeführte Burg verschwand nicht.

Jetzt erinnerte sich der Graf des eingegangenen Vertrags und seiner Seele bemächtigte sich ein namenloses Entsetzen. Er wagte nicht, das Schloß zu betreten.

Während ihn diese Angst beherrschte, kam seine Frau, um ihren Mann durch eine ersonnene List aus seiner Verlegenheit zu retten.

Sie hatte, wie die Weiber zu allen Zeiten zu thun pflegen, das Gespräch ihres Mannes mit dem Satan belauscht und beschlossen, den Teufel anzuführen.

„Mein Herr und Gemahl“, sagte sie zu dem bestürzten Grafen, „seid ohne Furcht und betretet Eure Burg ganz unerschrocken, ich habe schon für den Braten des Teufels gesorgt.“

Den Berg hinauf schwankte vor dem Grafen ein alter Esel her, auf dessen Rücken man einen Rittermantel gehängt und auf dessen Ohren man ein Barett gesetzt hatte. In der Burg angekommen, ging der Esel voran gerade auf das Fenster los.

Der Teufel wurde also von einem Weibe genarrt und mußte mit einem Esel fürlieb nehmen; aber er schwor, sich zu rächen.

In der ersten Nacht, als der Graf und seine

Gemahlin im Schlosse schliefen, trat Satan vor die letztere hin und redete sie an.

„Du glaubst, daß Du mich zum Besten haben kannst“, sagte er, „aber Du sollst erfahren, daß das nicht angeht. Du wirst innerhalb dieser Mauern eine Tochter gebären, welche an Schönheit und Anmuth alle Töchter des Landes übertreffen wird. Im Alter von siebzehn Jahren wird sie die Verlobte eines edlen Ritters werden, aber am Tage vor der Hochzeit wird sie entfliehen, und wenn Du sie wiederfinden willst, wird das in meinem Reiche sein. Diesmal sollst Du Dich meiner Herrschaft nicht entziehen.“

Die Jahre verflossen; die Gräfin vergaß die Worte des Teufels. Sie gebar eine Tochter, welche schön wie ein Engel und der Stolz der Eltern wurde.

Bei ihrer Geburt erinnerte sich die Mutter der grauenvollen Prophezeiung, aber während das Mädchen heranwuchs, fiel dieselbe wieder in Vergessenheit.

Die schöne Adelgunde wurde weit ringsum ihrer Reize halber gerühmt. Von nah und fern kamen Ritter, um ihre Liebe zu gewinnen, und wetteiferten um den Preis ihrer Hand; aber sie mußten sich ohne Erhörung wieder entfernen.

Da fanden sich zwei edle Ritter, Brudersſöhne ihres Vaters, ein. Der älteste, Eberhard, kam, um

Adelgundens Hand zu begehren; der jüngere, Kuno, begleitete seinen Bruder.

Eberhard hatte einen offenen Sinn, ein edles Herz und war seiner Tapferkeit wegen bekannt. Kuno war schön und ein großer Dichter, der Männer und Frauen mit seinen Gesängen entzückte.

Als Eberhard um die Hand der schönen Adelgunde anhielt, welche ihr Vater ihm im voraus versprochen hatte, erhielt er sie von ihr, ohne daß er nöthig gehabt hätte, sich auf die Zusage des Vaters zu berufen, und so wurden die beiden verlobt.

Kurz darauf ward Eberhard einer Fehde mit einem andern Rheingrafen halber abberufen. Kuno blieb bei seines Bruders Braut zurück.

Er sang Tag und Nacht von Liebesglück; er wußte dies Gefühl in feurige Worte zu kleiden, und Adelgunde lauschte seinen Gesängen und seinen Worten dergestalt, daß ihr eigenes Herz dabei erglühte und sie Eberhard vergaß.

Glücklich über seine vielen Siege kehrte der treue Bräutigam zurück, um seine Hochzeit mit Adelgunden zu feiern, die er von Herzen liebte.

Aber Adelgundens Blick war scheu, und ihre Wangen waren bleich, und sie glühte nicht mehr für den, welchen sie geliebt hatte.

Eberhard merkte, daß die Braut nicht mehr wie früher war. Er drang in sie, ihm anzuvertrauen, was ihr junges Leben quäle, und bat sie, ihm die Wahrheit zu sagen. Aber Adelgunde wollte nicht eingestehen, daß ihr Herz seinen Glauben betrogen habe und dem Einflusse einer verbrecherischen Liebe zu dem Bruder ihres Verlobten anheimgefallen sei. Sie antwortete, daß sie dieselbe sei.

Im großen Rittersaale sollte ein Gastmahl stattfinden, dessengleichen man früher nicht gesehen hatte, denn der Graf wollte jetzt seine schöne Tochter vermählen.

In der Nacht vor der Brautnacht konnte Adelgundens Mutter nicht schlafen. Eine namenlose Unruhe hatte ihr Herz erfaßt. Gegen Mitternacht lag sie noch wachend im Bette und hörte eine Stimme, welche sie beim Namen rief. Sie richtete sich schnell auf und blickte nach der Gegend hin, woher die Stimme kam. Die heilige Jungfrau stand vor ihr und redete sie folgendermaßen an: „Unglückliches Weib, wie hast Du über Dein Kind gewacht, daß Du es den Weg betreten ließest, der zum Abgrunde führt! Stehe auf, schwache Mutter, geh' zu Deiner Tochter und sieh, was aus ihr geworden ist!“

Die heilige Mutter verschwand, und die Frau des

Grafen, welche den Streich, den sie dem Teufel gespielt, und die Rache, welche er ihr geschworen, völlig vergessen hatte, weckte ihren Gemahl und erzählte ihm die gehabte Offenbarung. Der Graf lachte darüber und sagte, daß sie geträumt habe; dann wendete er sich der Wand zu und schlief.

Die Gräfin konnte seinem Beispiele nicht folgen, sondern eilte aus ihrem Schlafzimmer zur Kammer der Jungfrau.

Als sie vor dieselbe gekommen war, hörte sie Waffengeklirr in derselben. Sie riß die Thür auf, und vor ihren erstaunten Augen stand ein schauerlich anzusehendes Bild. Eberhard und Kuno kämpften miteinander in hartem Streite. Adelgunde lag ohnmächtig in einer Ecke des Zimmers. Die unglückliche Mutter stieß einen Schrei des Entsetzens aus. In demselben Augenblicke durchbohrte Kuno's Schwert das Herz seines Bruders. Die Unglückliche sah nichts mehr, sondern stürzte zu Boden, aber sie hörte das herzzerreißende Schreien ihrer Tochter und Satans Stimme, die ihr zurief: „Deine Tochter hat ihre Treue gebrochen, sie hat beide Brüder geliebt und war die Ursache zum Bruderzwist, zum Brudermord; jetzt gehört sie mir."

Ein Schwefeldunst erfüllte die Luft. Es krachte plötzlich wie ein furchtbarer Donnerschlag.

Am Morgen darauf fand man die unglückliche Mutter leblos in ihrer Tochter Kammer liegen, und in dem Bette des jungen Mädchens schlief derselbe alte Esel, den Satan für Erbauung der Burg erhalten hatte.

Gretchen pflegte diese Sage stets mit den Worten zu schließen: „Die Sage geht, daß die Liebe, welche in der Gegend der Ruine des Rheingrafensteins erblüht, unglückbringend für die Liebenden ist, und daß der Fluch, der auf der Burg ruht, nicht eher gelöst werde, als bis die Geister Adelgundens und Eberhard's versöhnt und die erstere aus ihrem unterirdischen Gefängnisse erlöst sein und die Verzeihung der heiligen Mutter erhalten haben würde. Dies wird geschehen, wenn hier auf diesem Platze, auf welchem Adelgunde ihre Treue gegen Eberhard brach, zwei treue Herzen einander entgegenschlagen."

So lautete die Sage, welche ich von Gretchen hörte, und das war die abergläubische Moral, die sie hinzufügte und welche, oft wiederholt, in meinen Kinderjahren einen tiefen Eindruck auf mich machte."

Frau Spindler schwieg und saß eine Zeit lang in Gedanken vertieft, worauf sie wieder zu sprechen anfing:

„Nachdem ich Ihnen nun die eigentliche Sage mit-

getheilt habe, will ich im Zusammenhange mit derselben die wahre Geschichte meines eigenen Lebens fortsetzen.

Mein Oheim, der mich wie sein eigenes Kind erzogen, war ein warmherziger Christ, streng in seinen Sitten, ernst in seinen Gedanken, fest in seinem Glauben und unbestechlich in seinem Pflichtgefühl.

Er hatte auf dieselbe Art wie sein Vater und Großvater sein Land bebaut, sein Weinfeld bearbeitet und durch Lesen und Studien seinen Geist gebildet.

In seinem Jünglingsalter hatte er ein paar Jahre auf einer der bedeutendsten Universitäten Deutschlands zugebracht und dort den Grund zu dem Wissen gelegt, welches er später sein ganzes Leben hindurch verwerthete.

Im täglichen Umgange mit meinem Oheim zu leben und ihn nicht zu lieben, war unmöglich. Im Widerstreit mit seinem Willen zu handeln, etwas zu thun, was ihm mißfiel, war ein Verstoß, den ich schon als Kind für ein Verbrechen gehalten haben würde. Obwohl ich noch klein war, konnte ich doch zu seinen Füßen sitzen und auf seine Worte wie auf eine erhabene und großartige Musik lauschen, die ich sicherlich nicht recht faßte, die aber dessenunerachtet mein Ohr bezauberte. Kurz, so lange ich zurückzudenken vermag, war er das Theuerste, was ich besaß.

Schon ehe mich der Tod elternlos gemacht, hatte er ihm seine Gattin geraubt. Der Oheim war also für mich und seine Söhne Vater und Mutter zugleich.

Seine und meiner verstorbenen Mutter ältere Schwester besorgte ihm die Wirthschaft.

Muhme Monika war eine ganz gewöhnliche Frau, nicht besser oder schlechter als tausend andere. Das einzige Hervorstechende bei ihr war, daß sie eine fast leidenschaftliche Liebe zu ihrem jüngsten Neffen Gerhard hegte, welchen sie seit dem Tode seiner Mutter, als der Knabe erst sechs Monate alt war, unter den Händen gehabt hatte.

Meine beiden Vettern Rolf und Gerhard waren an Gemüthsart und Charakter einander so ungleich wie Tag und Nacht.

Der erstgenannte war sanften und ernsten Sinnes. Seinem Vater in Gedanken und Ansichten ähnlich, liebte er das Gute, Schöne, Edle und war vollkommen davon überzeugt, daß man auch im verborgensten Winkel der Erde nützen könne, wenn man nur die Liebe zu seinem Nächsten über die Liebe zu sich selbst setze. Rechtlich gesinnt und fest, gehörte sein Charakter zu denen, welche leicht ein Gepräge von Strenge annehmen, wenn sie übervortheilt werden.

Gerhard dagegen war bildschön von Gesicht, leb-

haft, heftig, wildgesinnt und im höchsten Grade unbeständig. Er fand unser einsames Leben im Thale unerträglich einförmig, er sehnte sich hinaus, er wollte fort, um fremde Menschen und Bewegung um sich her zu sehen.

Heftig bis zur Bewußtlosigkeit, war er schon als Knabe eine Quelle steter Angst für Muhme Monika und des Kummers für seinen Vater geworden, der dies Gemüth, welches bei dem geringsten Widerstand erzürnt wurde, weder durch Strenge noch durch Güte zu zähmen vermochte.

Gegen Rolf hegte der Bruder, so lange wie ich mich erinnern kann, ein durchgängiges Gefühl von Groll und Bitterkeit; anfangs entstand es daraus, daß Rolf der Stärkere war, und wurde dann dadurch genährt, daß dieser in Sitten, Fleiß und Gehorsam gegen den Vater ein Muster war.

Während Rolf heranwuchs, hatte er nur ein Bestreben, und dies war, daß der Vater sich über ihn freuen und daß er, soviel in seinen Kräften stand, den Ansprüchen genügen möchte, welche dieser an ihn stellte.

Er wurde dadurch auch das Vorbild, das ich mir für meine Aufführung bildete, und in meinem Kinderherzen war Rolf nächst meinem Oheim Konrad der-

jenige, welchen ich bewunderte. Er war auch ganzer sechs Jahre älter als ich und durch seine Zärtlichkeit für mich und seinen Verstand mein Leitstern zum Guten und Rechten.

Gerhard dagegen machte die Freude und die Qual meiner Kindheit aus. Seine kecke Lustigkeit ergötzte mich, seine Heftigkeit erschreckte und tyrannisirte mich.

Lustig, verwegen, kühn und launenhaft, war Gerhard für mich ein wahres Fieber. Ich wußte von einem Augenblick zum andern nicht, wie er gegen mich sein würde; denn es bedurfte blos eines Wortes, um ihn unsinnig zu machen. Spielten wir, so langweilte er sich sogleich am Spiel und eilte von einem zum andern. Er konnte eine Sache mit der größten Begierde wünschen, sobald ihm ein Hinderniß entgegenstand, und dann Allem trotzen und Leben und Glieder dafür wagen. Aber wenn er das ersehnte Ziel erreicht hatte, war das Wohlgefallen dahin, und dieselbe Sache, welche er mit Blut und Leben hatte gewinnen wollen, war, sobald er sie hatte, von keinem Werthe mehr für ihn.

Eines Abends hatte er hoch auf einem Baume, der sich über einen Bach neigte, ein Vogelnest entdeckt. Er erzählte dies, und daß er am folgenden Tage willens sei, das Nest herunterzuholen.

Der Morgen kam, und er begab sich schon mit

Sonnenaufgang dorthin. Er kletterte bis zur Spitze des Baums hinauf; aber es war ihm Jemand zuvorgekommen. Aus Aerger darüber, daß er in seinen Hoffnungen getäuscht worden war, warf er sich unvorsichtig vom Baume herab und wurde blutend und schwerverwundet nach Hause getragen.

Ein anderes Mal wollten Rolf und er einen Ritt nach der Ebernburg hinauf machen. Gerhard behauptete, daß er zuerst dorthin kommen würde. Rolf's Pferd war jedoch schneller als das Gerhard's, sodaß er ein paar Minuten früher als sein Bruder ankam, was diesen so aufregte, daß er im Begriff stand, sich von den Trümmern des großen Wartthurms herabzustürzen, der auf der Spitze des Felsens steht und über einer Tiefe von mehreren hundert Fuß hängt. Er wollte in Allem der erste sein und ertrug es nicht, daß man ihm das Recht bestritt und seinen Wünschen Hindernisse in den Weg legte.

Daß eine solche Gemüthsart unaufhörlich dem Verdrusse und der Bestrafung eines klugen und umsichtigen Vaters ausgesetzt war, versteht sich von selbst; aber Strafen und Vorstellungen bewirkten keine Veränderung. Gerhard fürchtete keine Strafe und achtete auf keine Vorstellungen, weil er Niemand oder nichts so sehr liebte wie seine eigenen Wünsche.

Im Alter von siebzehn Jahren wurde er, wie vorher Rolf, nach Heidelberg geschickt. Dort blieb der letztere drei Jahre. Aber Gerhard kam ganz unvermuthet nach einjähriger Entfernung nach Hause zurück. Seine Ankunft überraschte alle, aber freute Niemand. Er kehrte fast von Allem entblößt und zu Fuß zurück, weil er auf der Rückreise eine Tour durch die Rheinlande gemacht hatte.

Während der ersten Wochen nach seiner Heimkehr schien er bedeutend verändert. Er war stiller geworden und hielt sich ruhig in unserem Thale, ohne umherzustreifen, und schien jetzt, da Rolf nicht neben ihm stand, bemüht, den Vater mit den schlechten Resultaten seines ersten Aufenthalts auf der Universität zu versöhnen. Ruhe, Frieden und Arbeit waren jedoch nichts für ihn. Er langweilte sich auch bald und begann schon, auf der Jagd umherzustreifen, und fing verschiedene Streitigkeiten mit der Jugend der Gegend an. Nach Büchern und Studien fragte er nichts, und als ihm der Vater dies vorhielt, antwortete er:

„Laß mich nochmals zur Universität gehen und ich verspreche Dir, ein tüchtiger Mann zu werden. Ich bin nicht zum Weingärtner geboren. Nach Heidelberg will ich jedoch nicht gehen, sondern nach Berlin."

Gewissenhaft in Allem, wie der Oheim war, rüstete

er den Unruhe stiftenden Sohn zum zweiten Male aus und schickte ihn nach einjährigem Aufenthalte in der Heimat nach Berlin.

Kurz nach seiner Abreise kam Rolf zurück und sollte nun die Bebauung der Aecker und die Fürsorge über die weitgestreckten Weinberge übernehmen.

Zwei Jahre verflossen, während welcher Gerhard von der Heimat entfernt blieb.

Wie er während dieser Zeit seinen Studien oblag, weiß ich nicht. In Geldangelegenheiten forderte er vom Vater nicht mehr, als ihm dieser ausgesetzt hatte, aber Muhme Monika schickte ihm von ihrem besondern Einkommen eine Summe nach der andern.

Während seiner Abwesenheit verging die Zeit in unserem Thale wie ein lächelnder Traum.

Der Oheim und Rolf beschützten mich mit aller möglichen Liebe und der letztere wurde jetzt mein Lehrer. Ich erhielt durch seine Fürsorge eine Bildung, weit über die hinaus, welche andere Mädchen in dieser Gegend genossen.

Beide sahen, ernst religiös, Romane und solche Bücher, welche die Einbildungskraft erhitzen, für schädlich an, und in unserer kleinen Heimat befand sich kein einziges Buch der Art, sondern nur solche, welche den Verstand und das Herz bildeten.

Ohne Alles, was die Phantasie steigern oder die Begierde nach dem Romantischen hätte erwecken können, entwickelte ich mich vom Kinde zum Mädchen.

Umgeben von einer schönen und großartigen Natur, beschützt von der uneigennützigsten Freundschaft und nur in einer moralischen Atmosphäre athmend, konnte ich sagen, im Besitze alles dessen zu sein, was auf mein moralisches, intellectuelles und ästhetisches Wesen vortheilhaft einzuwirken im Stande war. Ich fühlte mich auch während dieser Jahre, als mein Verstand zu vollem Bewußtsein erwachte, so glücklich in diesem verborgenen Erdenwinkel, so dankbar gegen die Vorsehung für das Glück, welches ich genoß, daß ich keinen unerfüllten Wunsch hatte. Alles war Frieden, Alles war Harmonie sowohl in als außer mir. Ich genoß mein Dasein, wie der Vogel im Walde das seinige genießt, wenn er fröhlich seinen Gesang anstimmt.

Ich liebte und verehrte meinen Oheim und Rolf und wurde von ihnen geliebt. Ich dachte nicht an die Möglichkeit, daß es anders werden könnte, als es war."

Frau Spindler stützte den Kopf mit der Hand und fuhr im Tone tiefer Trauer fort:

„O, wenn ich an diese Tage des Friedens und der Glückseligkeit zurückdenke, scheint es mir, als müsse

mein damaliges hohes Gluck in seinem Schooße alle die Leiden getragen haben, welche mich seitdem trafen. Von der Höhe des Glücks fällt man leicht in die Tiefe des Unglücks hinab.

Eines Tages im Frühlinge — ich hatte damals mein sechzehntes Jahr vollendet — sagte der Oheim Konrad zu mir: „Nimm Deinen Hut, Selma, und laß uns einen Spaziergang nach Weirenthal machen. Ich habe Dir etwas zu sagen."

Erfreut, ihn begleiten zu können, kam ich dem Befehle nach. Wir gingen auf dem Bergwege vorwärts, welcher links bei unserer Wohnung abging und sich zwischen dichtbelaubten Baumgruppen und Brombeergesträuchen hinschlängelte, und folgten einem klaren Bache, der munter aus den steilen Abhängen hervorrauscht, bis wir nach Weirenthal kamen, wo Ulrich von Hutten, wie man behauptet, während seines Aufenthalts auf der Ebernburg viele einsame und schöne Stunden verlebte.

Weirenthal war ein Ort, wohin der Oheim seine Spaziergänge vorzugsweise richtete.

Auf dem ganzen Wege sprach er nur von den Herrlichkeiten des Pflanzenreichs.

Als wir nach Weirenthal kamen, setzte sich der Oheim unter einen großen Baum am Rande des

Baches; er zog mich darauf an seine Seite nieder und sagte: „Jetzt, mein Kind, wollen wir ein paar ernsthafte Worte sprechen. Bisher ist Dein Leben wie ein stiller Traum verflossen, ohne daß Du einmal an die Möglichkeit gedacht hast, daß es seine Form verändern könnte, und dennoch, Selma, kann das sehr leicht eintreten. Es kann dem Herrn des Himmels gefallen, mich abzurufen, und dann stehst Du ohne Stütze da, ein schutzloses, den Stürmen des Geschicks ausgesetztes Rohr. Meine Pflicht befiehlt mir, soviel in meinen Kräften steht, für Deine Zukunft zu sorgen und Dein Glück zu sichern.

Als Deine Mutter auf dem Sterbebette lag und mir das Theuerste vermachte, was sie besaß, ihre Tochter, versprach ich ihr, mit Gottes und der heiligen Jungfrau Hülfe Dich davor zu schützen, daß Dich dasselbe unglückliche Schicksal träfe, dem sie zum Opfer gefallen war, nämlich vor Kummer darüber zu sterben, daß sie ihre Liebe an einen Gatten verschwendet, welcher derselben unwürdig gewesen war.

Ich versprach, Dich vom Einflusse der Leidenschaften Anderer fern zu halten uud Dein junges Herz vor ihrer Herrschaft zu schützen, während ich Dir, weit vom Tummelplatze der Welt entfernt, ein unbemerktes Glück zu bereiten suchte.“

Der Oheim schwieg, und ich wagte mich nun mit der Frage hervor, ob meine Mutter unglücklich gewesen sei.

„Ja, sehr“, antwortete der Oheim. Er legte seine Hand auf meinen Kopf und fuhr fort: „Ich liebe Dich, Du einziges Kind meiner heimgegangenen Schwester, so sehr, daß Du den ersten Platz in meinem Herzen einnimmst, und würde es nicht verzeihen, wenn einer meiner Söhne in Zukunft Kummer auf dieses Haupt häufen sollte. Etwas Derartiges wäre eine so schwere Prüfung, daß ich glaube, mich würde die Kraft verlassen, sie mit Ergebung zu tragen. Möge die Mutter Gottes über Dich wachen und Dich beschützen, Du Freude meiner Augen.“

Während der Oheim diese Worte sprach, rauschte es in den Gebüschen hinter uns; Gretchen, das blödsinnige Mädchen, ging vorüber und sagte: „Guten Abend, ich soll vom Rheingrafenstein grüßen. Es lagert sich dort oben ein Unwetter: es stehen wundersame Dinge bevor. Seid auf der Hut, Ihr dort unten im Huttenthal, denn Ihr werdet es sein, die das Unglück trifft.“

Gretchen verschwand durch die Krümmung des Weges.

Der Oheim saß eine lange Zeit schweigend da.

Auf seiner sonst so ruhigen und heitern Stirn weilte jetzt eine Wolke des Kummers.

Ich, die nicht im geringsten von Furcht vor der Zukunft oder von traurigen Ahnungen gequält wurde, legte kein Gewicht auf das, was das blödsinnige Mädchen gesagt hatte, sondern verwunderte mich nur über das veränderte Aussehen des Oheims.

Er schwieg lange Zeit hindurch. Endlich zog er die Hand zurück, welche auf meinem Kopfe lag, streichelte mir die Wangen und sagte: „Wie sehr wir auch unsern Verstand zu bilden und aufzuklären suchen, um alle Vorurtheile aus unserer Seele zu verbannen, so wird doch immer ein Schatten von Aberglauben in ihr zurückbleiben. So auch bei mir. Ich habe mein ganzes Leben hindurch daran gearbeitet, ein aufgeklärter Christ zu werden, der seinen Glauben oder sein Vertrauen auf nichts Anderes als auf den allgütigen Gott setzt, und doch überrasche ich mich jetzt dabei, daß ich die Worte eines blödsinnigen Mädchens Eindruck auf mich machen lasse; und weshalb? Ja, deshalb, weil ihre Weissagung das Liebste betrifft, was ich besitze — mein Kind. So geht es! Wenn sich das Herz zu sehr an irdische Wesen hängt, wird es auch von ungebührender Furcht vor zeitlichem Unglücke beunruhigt. Möge mir Gott diese Sünde in Gnaden vergeben!“

Der Oheim faltete die Hände und versank in ein stilles und schweigsames Gebet; hierauf bekreuzte er sich und begann, zu mir gewendet, wieder: „Ehe ich Dir mittheile, was ich in Betreff Deiner Zukunft hoffe und wünsche, will ich, dem Verlangen Deiner abgeschiedenen Mutter gemäß, Dir ihre Lebensschicksale in der Kürze erzählen. Sie sind ein sprechender Beweis davon, daß das menschliche Glück niemals aus irdischen Leidenschaften emporblühen kann.

Deine Mutter war schön und gut. Sie war, wie Monika und ich, in dem Hause geboren und erzogen, welches ich jetzt bewohne. Als Deine Mutter siebzehn Jahre alt war, bewarb sich ein angesehener Mann aus Kreuznach um sie. Unser Vater versprach ihm die Hand der Tochter. Die Partie war der Art, daß sie alle möglichen Aussichten auf Glück in sich zu vereinigen schien; aber da unser Vater Deine Mutter für zu jung hielt, sollte die Verlobung erst nach Verlauf eines Jahres stattfinden. Unterdessen wurde Dein Vater in dem gastfreien Hause unserer Eltern bekannt und faßte für meine schöne Schwester eine lebhafte und leidenschaftliche Neigung. Diese ergriff, wie eine ansteckende Krankheit, auch ihr Herz, sodaß sie unter dem Einflusse derselben unserem Vater sagte, sie könne nicht die Gattin dessen werden, dem er ihre Hand

versprochen habe, sondern ihr Glück und ihr Frieden forderten, daß sie den heirathe, welchen sie liebe. Unser Vater wollte sie nicht zu einer Ehe gegen ihre Neigung zwingen, und so wurde sie Deines Vaters Gattin, und zwar mit einer solchen Hast, daß man sagen konnte, sie habe sich kopfüber in den Brautstuhl gestürzt. Die ersten Monate ihrer Ehe waren ein einziger Seligkeitsrausch, aber wie bei jedem andern Rausche folgte auch hier ein Erwachen, und da bemerkte Deine Mutter ihres Mannes verändertes Benehmen. Der Becher der Freude war ausgetrunken, die Liebe erschlaffte und Langeweile nahm ihren Platz ein. Er liebte seine Frau nicht mehr, das Haus war ihm zu einförmig; das Kindergeschrei schien ihm unerträglich uud das Essen war ihm niemals recht. Er wurde nach und nach eine immer seltenere Erscheinung in seinem eigenen Hause. Ganze Tage lang war er auswärts, und endlich zog er lange Reisen vor. Die Zärtlichkeit, welche er einmal an seine Frau verschwendet hatte, schenkte er nun andern Weibern. Er vernachlässigte sein Eigenthum und seine Geschäfte. Er verschwendete sein Vermögen und starb, fern von seiner Frau, seinem Kinde und seiner Heimat, an den Folgen eines Duells, das er in Wiesbaden gehabt hatte. Gram, Eifersucht und Kummer hatten Deiner Mutter Gesund-

heit untergraben, sodaß sie ihrem Manne binnen kurzem ins Grab folgte und Dich meiner Pflege anvertraute. Und nun, Selma, welche Lehre kann man aus dem Leben Deiner Mutter ziehen? Gewiß die, daß, wenn der Mensch im Augenblicke der Leidenschaft über sein Schicksal verfügt, er auf lockern Sand baut und früher oder später unter den Trümmern des Gebäudes begraben werden muß. Hätte sich Deine Mutter mit dem Manne verbunden, welchen ihr unser Vater bestimmt hatte, so würde sie zum Genusse des wahren und sichern Glücks gekommen sein, dem eine gegenseitige Achtung und Ergebenheit zu Grunde liegt. Ihre letzten Worte zu mir waren auch, daß ich es Dir so vorstellen sollte, damit Du nicht gleich ihr dahin kommen möchtest, den echten Edelstein fortzuwerfen, um nach dem unechten zu greifen, der glänzender scheint."

Es trat abermals eine Pause ein. Ich fühlte mich durch die Erzählung von der kurzen, aber unglücklichen Ehe meiner Mutter niedergeschlagen.

Sicherlich konnte man auf meinem Gesichte lesen, was ich empfand; denn mein Oheim sagte nach langem Schweigen: „Wäre ich der Stimme meines eigenen Herzens gefolgt, so hätte ich Dich niemals in die Leiden Deiner Mutter eingeweiht; allein sie hat es so gewollt, und jetzt, mein Kind, ist der schmerzliche Auf-

trag vollzogen. Laß uns also zu etwas Fröhlicherem übergehen!“

Er nahm mich beim Kinn, hob meinen Kopf in die Höhe und sagte: „Sage mir jetzt, was denkst Du von Rolf?“

„Was ich denke?“ rief ich aus. „Ei nun, daß er, nächst Dir, der vollkommenste Mensch ist, den die Erde trägt.“

„Das wäre jedenfalls von ihm und von mir allzuviel gesagt“, meinte der Oheim. „Es gibt keinen einzigen vollkommenen Menschen; wir sind alle große Sünder vor dem Herrn. Du hältst also viel von ihm?“

„Mehr, als ich sagen kann.“

„Es freut mich, das zu hören. Du würdest also nichts dagegen haben, seine Frau zu werden?“

„Oheim!“ rief ich aus und starrte den Greis an. Ein Gefühl von Bestürzung hatte mich erfaßt, denn ungeachtet ich viel von Rolf hielt, wie ein siebzehnjähriges Herz zu lieben vermag, so war ich doch niemals auf den Gedanken gekommen, daß er mein Mann werden oder daß unser verwandtschaftliches Verhältniß sich zu einer Ehe umgestalten könnte.

Der Oheim begann ganz ruhig von neuem: „Rolf liebt Dich ernstlich mit jenem tiefen und wahren Gefühle, welches ein Bürge für das Glück der Zukunft

zu sein pflegt. Er ist ein braver Junge, der niemals Kummer über Dein Haupt bringen wird, ich kann Deine Zukunft getrost seinen Händen anvertrauen. Du Deinerseits bist eine kleine liebenswerthe Taube, gewohnt, in Deinem Hause zwischen den Bergen zu girren, mit einem solchen Gemüthe und solchem Herzen, daß er bei Dir sein ganzes Glück finden wird. Gott in seiner Gnade wird denen, die ihn lieben und ihm gehorchen, Wohlgefallen schenken. Durch diese Verbindung, mein Kind, habe ich Dir eine Stütze gegen die Stürme des Lebens gegeben, und wenn ich nicht mehr sein werde, hast Du in ihm Deinen Beschützer, Deinen Freund, Dein anderes Ich. Verheirathet mit Rolf wird kein Feuer der Leidenschaft Deine Seele berühren oder Dein Herz entflammen, sondern Du wirst in einer reinen Liebe Frieden finden. Nun, mein Kind, willst Du meinen Sohn Rolf haben?"

Meine Antwort war, daß ich mich in die Arme meines Oheims warf und ihm versicherte, daß ich über die Wahl, welche er für mich getroffen hätte, glücklich und stolz wäre.

Wir kehrten darauf nach Hause zurück.

Rolf wollte ein paar Tage später eine Geschäftsreise nach Bingen unternehmen und spätestens nach einer Woche zurückkehren. Nach seiner Rückkunft wollte

man die Vorbereitungen zur Hochzeit treffen, sodaß sie in der Mitte des Sommers stattfinden könnte. So sagte mir der Oheim auf dem Rückwege.

Ich unterlasse es, von dem Augenblicke zu sprechen, in welchem mich Rolf als seine künftige Gattin an sein Herz drückte. Damals fühlte ich zum ersten Male, wie ich ihn von ganzer Seele liebte, und damals lehrte er mich verstehen, wie sehr ich geliebt wurde.

Zwei Tage später, gleich nach dem Mittagsmahl, begab sich Rolf auf die Reise. Es schien mir damals bitter, mich von meinem künftigen Bräutigam zu trennen.

Und als er fort war, ging ich hierher nach der Ruine, um ungestört an meinen Geliebten zu denken.

Ich setzte mich auf denselben Platz, wo ich jetzt sitze. Die Strahlen des Mondes beleuchteten die Gegend, und ich sandte ein Dankgebet für das Glück zu Gott, welches mir entgegenlachte und welches ich schon als mein betrachtete. Ganz plötzlich wurde die Stille durch einen Gesang unterbrochen, welchen man aus der Ferne vernahm, der aber immer näher und näher kam. Es war ein Lied, welches ich oft mit meinen Vettern zusammen gesungen hatte. Die Worte von Pfarrius enthielten eine Schilderung, wie heiter es vormals auf dem Rheingrafenstein zugegangen war.

Die Stimme, welche es sang, hatte ich sicherlich seit ein paar Jahren nicht gehört; und obwohl sie jetzt stärker als damals klang, so war sie mir dennoch so wohlbekannt, daß ich ganz fröhlich von meinem Platze aufsprang und ausrief: „Gerhard!“

Wenige Augenblicke später wurde der Sänger sichtbar. Ich hatte mich nicht getäuscht; es war in der That Gerhard, und er war bald an meiner Seite.

Seine Freude über das Wiedersehen war stürmisch. Er küßte meine Hände, er zog mich in seine Arme, er hob mich in die Höhe; und wiederholte tausendmal, daß er glücklich darüber sei, seine geliebte kleine Schwester wiedergefunden zu haben, daß er aus Freude darüber nicht wisse, was er thue.

Nachdem sich der erste stürmische Ausbruch gelegt hatte, setzten wir uns nebeneinander, um zu plaudern.

Er that in einem Athem eine Menge Fragen, gab mir jedoch keine Gelegenheit, sie zu beantworten, sondern sagte selbst als Entgegnung auf dieselben: „Wie kindisch bin ich, zu fragen, da ich doch recht wohl weiß, daß sich in unserem lieben Thale nichts zuträgt, sondern daß hier Alles seinen schlichten Gang fortgeht. — Nichts ereignet sich oder geschieht; das Leben stürmt jenseits dieser Berge, ohne in diese Thäler einzudringen. O wie glücklich bist Du, die Du

niemals Dein Thal verlassen hast! Ich beneide Dich wegen Deiner Unbekanntschaft mit der Welt, und ich bin auch zu Euch zurückgekehrt, um hier zu leben und zu sterben. Nun, liebe Selma, hast Du auch ein wenig an mich gedacht?“ sagte er und schloß meine Hand in die seinige.

„Gewiß hab' ich das“, war meine Antwort.

„Du hattest vielleicht Deine Gedanken auf mich gerichtet, als Du meinen Gesang hörtest?“

„Ach nein, da dachte ich an etwas ganz Anderes. Du sagtest, daß sich hier in unserem Thale nichts zu-trüge; aber Du irrst Dich. Es hat sich allerdings etwas Ungewöhnliches zugetragen.“

„In der That! Hat Rolf aufgehört, ein Heiliger zu sein, oder hat sich zufällig irgend ein moderner junger Mann hierher verirrt, oder —“

„Ach, Du kannst unmöglich errathen, was es ist, lieber Gerhard, und thust am besten, es nicht zu versuchen.“

„Nun, das klingt gut. Ich kann Dir aber im voraus versichern, daß ich weiß, hier kommt nichts von ungewöhnlicher Beschaffenheit vor. Ich kenne diese Gegenden, man lebt und stirbt, ohne zu wissen, daß man gelebt hat.“

„Und man verheirathet sich“, fiel ich ihm ins Wort.

„Aha, Rolf hat sich also eine Frau gewählt? Nun, Glück zu! Sie ist wohl so langweilig wie die sieben Fasttage?“

„Ich weiß nicht, wie Du sie findest“, antwortete ich lächelnd. „Rolf's künftige Frau hast Du jetzt vor Augen, denn ich bin es, mit der er sich verheirathen wird.“

„Mit Dir?“ rief Gerhard aus, indem er sich erhob. „Nein, Selma, das ist nicht möglich!“

„Ja, das ist nicht allein möglich, sondern es ist eine ausgemachte Sache“, sprach eine Stimme hinter uns. Wir wendeten uns um, und Gretchen stand da, gerade am Wege zum Thale. „Erinnern Sie sich der Sage von der schönen Adelgunde, welche der Böse davonführte?“ fragte sie mich mit ihrem blödsinnigen Lächeln. „Diese Sage wiederholt sich jeden Tag.“

Von demselben Gefühle getrieben, erhoben wir uns rasch. Ohne Gretchen's Frage zu beantworten, gingen wir schweigend den steilen Pfad hinab, welcher von der Ruine ins Thal führt. Als wir in der Mitte des Weges waren, ergriff Gerhard meine Hand.

„Das ist wohl nur ein Scherz, Selma, daß Rolf und Du ein Paar werden sollen? Du willst mich nur necken?“

„Warum sollte ich das wollen?“ antwortete ich.

„Einerlei, warum; sage nur, daß dem so ist.“

„Das kann ich nicht, Gerhard, die Sache ist ebenso gewiß, als daß wir uns auf dem Wege nach Hause befinden. Vor zwei Tagen wurde es abgemacht, und Mitte Sommer ist unsere Hochzeit.“

Ich sagte das mit dem kindischen Stolz, den ein siebzehnjähriges Mädchen empfindet, wenn es von seiner Hochzeit spricht.

Gerhard drückte heftig meine Hand und murmelte: „Unbedachtsames Kind, warum sagtest Du mir das! Aber es ist lange hin bis zur Mitte Sommers, und es kann sich bis dahin viel zutragen. Gestehe, wenn Du selbst zu wählen gehabt hättest, so würdest Du Rolf niemals gewählt haben.“

„Ja, das hätte ich ganz gewiß“, rief ich aus. „Mein Herz fühlt sich glücklich, ihm anzugehören.“

„Du machst mit diesen Worten das Schlimme noch schlimmer. Es wäre besser gewesen, Du hättest mich das Gegentheil glauben lassen.“

„Liebster, bester Gerhard, wie wunderlich Du sprichst! Wen in der ganzen Welt hätte ich lieber zum Manne wählen sollen als Rolf?“

„Mich!“

Er stand in diesem Augenblicke so, daß der volle

Mondschein auf sein bildschönes Gesicht fiel. Ein wunderliches Gefühl durchfuhr meine Seele.

Ich empfand etwas der Furcht Aehnliches, und ich hätte große Lust gehabt, weit von ihm fort zu fliehen.

So muß Kuno, der Adelgunde zur Untreue verführte, ausgesehen haben, dachte ich unfreiwillig und wendete mich ab.

Einige Tage nach Gerhard's Rückkunft erhielten wir einen Brief von Rolf, daß er Geschäfte halber nach Koblenz und Berlin reisen müsse und vor zwei bis drei Wochen nicht zurückkommen könne.

Diese Neuigkeit betrübte mich. Ich fühlte mich Gerhard's wegen beunruhigt, der bei der Nachricht von der verlängerten Abwesenheit des Bruders ganz froh zu sein schien.

So ruhig und friedlich meine Tage bis dahin verflossen waren, so stürmisch wurden sie jetzt.

Gegen den Vater war Gerhard zärtlicher, aufmerksamer und ergebener als jemals zuvor. Er richtete sich nach dessen Wünschen und fügte sich in den Willen desselben. Er gab ihm niemals Grund zum Mißvergnügen, aber er hielt den Zwang, welchen er sich bei ihm auferlegte, mir gegenüber für überflüssig. In der einen Stunde war er heftig, bitter und unverträglich, in der andern wieder zärtlich, unglücklich und verzweifelt.

Wir waren noch nicht lange zusammen, als er mir sagte, daß er mich liebe und daß er den Tag niemals überleben würde, an welchem ich eines Anderen Gattin würde.

Unbekannt mit den menschlichen Leidenschaften, ohne alles Vermögen, den Ausbruch derselben zurückzuhalten, wurde ich der Gegenstand einer leidenschaftlichen Liebe. Er verfolgte mich mit seiner Eifersucht, quälte mich mit seinen Klagen und konnte mit Schilderungen seiner Pein mein Herz zerreißen, bis er irgend einen Ausdruck des Mitleids erzwungen hatte, welcher der Zärtlichkeit ähnlich war. Wäre ich weniger unerfahren gewesen, so würde ich auch gewußt haben, daß das Einzige, was ein ehrenwerthes Mädchen thun kann, wenn es sieht, daß es der Gegenstand einer Liebe ist, die es nicht erwidern kann, darin besteht, daß es beständig eine eisige Kälte bewahrt und sich nicht aus Mitleid verführen läßt, unwillkürlich ein Gefühl aufzumuntern, welches es nicht zu theilen vermag. Nun konnte Gerhard durch seine wilden Ausbrüche mich zu Vielem bringen, was ich später mißbilligte. Ich begleitete ihn auf seinen Spaziergängen hier herauf, ich weinte über seine Qual und suchte sie durch meine Freundlichkeit zu mildern.

Meinem Oheim wollte ich nicht sagen, daß Ger=

hard mich mit seiner Liebe verfolgte, weil ich den Greis nicht betrüben oder das gute Verhältniß zwischen Vater und Sohn stören wollte. Ich hoffte Alles von Rolf's Zurückkunft. Es fiel mir keinen Augenblick ein, daß Gerhard als ein Hinderniß meiner Verbindung mit Rolf auftreten könnte.

Endlich kam Rolf zurück. Ich warf mich mit einem Freudenschrei in seine Arme, und er schloß mich so treu, so warm an seine Brust, drückte einen Kuß auf meine Stirn und nannte mich bei den zärtlichsten Namen.

Ich fühlte mich so sicher, so ruhig und glaubte jetzt die Freistatt gefunden zu haben, in der ich ohne Unruhe vor den Stürmen des Lebens weilen konnte. Hierher sollte mir Gerhard's wilde Liebe nicht folgen.

In meiner Freude, Rolf wiederzusehen, vergaß ich, daß Gerhard wenige Schritte entfernt stand, bis mich der Ton seiner Stimme daran erinnerte.

„Willkommen daheim, Rolf“, sagte er, „ich habe schon lange gewünscht, Dich zu treffen.“

Ich richtete mich erschreckt aus Rolf's Armen auf. Ich erinnerte mich jetzt, daß Gerhard ein paar Tage vorher gesagt hatte, daß er, wenn ich in seiner Gegenwart wagte, gegen Rolf das allergeringste Zeichen von

Zärtlichkeit zu zeigen, es an diesem rächen wolle, ihn um sein Glück bestohlen zu haben.

Rolf wendete sich von mir zu ihm und reichte ihm freundlich die Hand mit den Worten: „Guten Tag, Gerhard. Ich sah Dich nicht in meiner Freude, Selma wiederzusehen. Du weißt ja, was sie mir jetzt ist, und Du begreifst also auch, daß ich bei ihrem Anblick alles Andere vergessen mußte."

„O ja, das begreife ich ganz gut", antwortete Gerhard mit bleichen Lippen und fügte mit Hohnlächeln hinzu: „Die brüderliche Zuneigung leidet gewöhnlich Schiffbruch, wenn die Liebe ins Spiel kommt."

Man ist Egoist, wenn man jung und verliebt ist. Alle Angst, alle Furcht, Unruhe und Mitleid, die ich in Betreff Gerhard's hegte, waren seit Rolf's Rückkehr vergessen, ich gedachte Gerhard's nicht und genoß mein Glück in vollen Zügen.

Einige glückliche Tage vergingen.

Gerhard streifte auf der Jagd umher und war niemals zu Hause. Rolf und ich schwärmten, wie zwei glückliche junge Leute zu thun pflegen. Wir bauten Luftschlösser für die Zukunft, und ich vergaß darüber, Rolf anzuvertrauen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, oder, wie ich beschlossen hatte, von Gerhard's Liebe zu mir zu sprechen. Ich

dachte nicht mehr daran, da Gerhard sich nicht sehen ließ, und diese Vergeßlichkeit sollte ich später bitter bereuen.

Eine Woche nach seiner Rückkehr ging Rolf ganz früh am Morgen fort, um einige Weinberge des Oheims, die in einiger Entfernung lagen, zu besuchen.

Gerhard war am Abende vorher nach Hause gekommen, und es kam zwischen ihm und mir zu einem heftigen Auftritte. Er erklärte, daß er sich das Leben nehmen würde, wenn ich es wagte, mich mit Rolf zu verheirathen. Ich beschwor ihn, sich zu beruhigen; ich weinte, ich flehte ihn an, daß er uns alle nicht unglücklich machen möchte, aber ohne daß meine Worte irgend einen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Er forderte von mir, daß ich Rolf entsagen sollte; und als ich antwortete, daß dies unmöglich sei, schwor er den Tag, an welchem ich seines Bruders Frau würde, nicht zu überleben.

Während dieses Auftritts befanden wir uns im Saale. Der Oheim war ausgegangen, Muhme Monika war im Dorfe, und die Leute waren bei der Arbeit.

Mitten in dieser Scene kam Rolf zurück. Wir beide, Gerhard und ich, waren aufgeregt. Rolf betrachtete uns mit einem eigenthümlichen Blick. Sein

beim Fortgehen fröhliches und lächelndes Aussehen war jetzt so düster und streng, wie ich es niemals gesehen hatte.

Ohne ein einziges Wort, weder zu Gerhard noch zu mir, zu sagen, ging er quer durch den Saal und in sein Zimmer. Er verschloß und verriegelte die Thür hinter sich.

Als ich nach Gerhard's Entfernung allein war, beschloß ich Rolf Alles anzuvertrauen. Er konnte sicherlich jedem kommenden Unglücke vorbeugen. Er konnte mit Gerhard sprechen und ihn zur Vernunft bringen. Ich näherte mich der Thür zu Rolf's Zimmer, klopfte an und rief ihm zu, daß ich ihm etwas zu sagen hätte.

Seine Antwort war:

„Ich habe keine Zeit, störe mich nicht.“

Traurig und ängstlich ging ich auf mein Zimmer und brachte den ganzen Vormittag daselbst zu.

Als ich am Mittage in den Saal hinunterkam, fand ich den Oheim und seine beiden Söhne dort. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen. Gerhard ging im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht zeigte, daß er unter einer scheinbaren Ruhe irgend eine heftige Bewegung verbarg. Rolf sah streng und ernst aus. Der Blick, welchen er bei meinem Eintritt auf mich heftete, hatte

etwas so Sonderbares, daß ich den Ausdruck desselben nicht verstand.

Am Nachmittag setzte ich mich in den Erker. Ich hatte dort kaum Platz genommen, als Rolf zu mir heraufkam. Er stand eine Zeit lang und betrachtete die über unsern Häuptern hängende Ruine des Rheingrafensteins. Darauf wendete er sich zu mir mit den Worten: „Selma, hast Du während meiner Abwesenheit die Ruine da oben oft besucht?“

„Ja“, war meine Antwort.

„Aber Du warst dort nicht allein?“

„Nein, Gerhard und ich gingen miteinander.“

„Ihr traft Euch dort, nicht wahr?“

„Ja, auch das.“

„Gretchen hat mir das mitgetheilt“, sagte er, wendete sich um und wollte hineingehen.

„Bleibe“, bat ich und ergriff seine Hand. „Ach Rolf, ich möchte Dir etwas sagen, was ich bis jetzt zu erzählen vergessen habe, daß —“

„Du Dich mit Gerhard über meine Abwesenheit getröstet hast“, fiel er mir heftig ins Wort und entzog mir seine Hand. „Du hast Unrecht, daß Du vergaßest, mir dies zu erzählen“, fügte er mit blitzenden Augen hinzu. „Dein Schweigen trägt die Schuld, daß ich an Vielem zweifle, woran ich bisher glaubte.“

Er wendete sich abermals um, und wollte in den Saal gehen.

„Rolf, laß mich mit Dir sprechen", bat ich und suchte ihn nochmals zurückzuhalten.

„Das ist überflüssig, Selma; ich weiß Alles und wünsche uns eine Erklärung zu ersparen, welche jetzt etwas spät kommt."

Dies war das erste Mal in meinem Leben, daß ich Rolf heftig sah, und ich wurde darüber so betrübt, daß ich mich fortschlich, um darüber in der Einsamkeit zu weinen.

Es waren dies die ersten Thränen, welche mir der Schmerz entlockte. Ich war zum Flußufer hinabgegangen und hatte mich dort niedergesetzt.

Der Abend kam. Die Vögel sangen so fröhlich in den Baumwipfeln und die Luft war voller Blumenduft. Es war einer jener lieben Sommerabende, die auf der ganzen Erde so herrlich, hier aber in diesen Gegenden noch schöner sind. Die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die Berggipfel nicht mehr; der Mond entfaltete sein bleiches Licht und streute Silber über die Höhen.

Der Frieden in der Natur rings um mich her goß seinen Balsam in meine Seele; die Thränen hörten auf zu fließen, und ich blickte hoffnungsvoll zum

Himmel empor. Ich hatte ja nichts Böses gethan, wie konnte mich da der Kummer heimsuchen!

Eben war in mein Herz wieder Ruhe zurückgekehrt, als eine ganz nahe Stimme mich anredete: „Dein Platz ist nicht hier, sondern dort oben auf dem Rheingrafenstein; eile dorthin! Die beiden Brüder sind dort. Der Böse sitzt mit offenen Armen und erwartet, daß einer von ihnen in seinen Schooß falle; denn dort steht wieder ein Bruderstreit bevor. Eile, Mädchen, dem Wächter von Adelgundens düsterem Gefängnisse sein Opfer zu entreißen. Rolf und Gerhard streiten dort oben.

Der, welcher mit Eberhard's Freundin verschwand,
Hat gar wohl das Ende des Streites gekannt“

sang das blödsinnige Mädchen, entfernte sich und zeigte auf die Ruinen.

Wie ich dorthin kam, dessen entsinne ich mich nicht. Als ich glücklich bis auf die oberste Stufe gekommen mar, sah ich Rolf und Gerhard dort am Abgrunde stehen. Der letztere hatte seine Hand auf Rolf's Schulter gelegt, und dieser sagte in aufgeregtem Tone: „So wenig wie Du mir beweisen kannst, daß Du es bist, den sie liebt, so wenig soll es Dir glücken, mich zu vermögen, daß ich ihr entsage. An Deiner Seite würde sie unglücklich werden, und ich

habe Selma viel zu lieb, als daß ich Dein Glück auf Kosten des ihrigen bereiten sollte. Nun hast Du meine Antwort."

„Dann soll sie keinem von uns gehören", rief Gerhard. „Du hast mir stets im Wege gestanden, Du bist mir immer vorgezogen worden; aber diesmal soll es nicht dahin kommen, daß Du auf meine Kosten glücklich wirst." Er schlug die Arme um den Leib des Bruders.

Einen Augenblick schwankten beide über dem Abgrunde, an dessen Rand sie standen. Was ich dabei empfand, weiß ich nicht; aber das steht klar vor meiner Erinnerung, daß ich in der nächsten Sekunde die Arme um Rolf geschlungen hatte. Als ich aufsah, stand dieser aufrecht und hielt Gerhard mit seinen Armen umschlossen.

„Selma!" riefen beide aus. Rolf's Arme sanken herab, und die Brüder standen etwas von einander entfernt.

Rolf beugte sich nieder, um mich aufzuheben. Sein Gesicht war leichenblaß.

„Steh' auf, Selma, und suche den Streit zu endigen, welcher mir und Gerhard beinahe das Leben gekostet und die grauen Haare unseres Vaters mit Kummer überhäuft hätte. Sage, wen von uns beiden liebst

Du? Aber sprich die Wahrheit, als ständest Du vor Gott.“

„Dich, Rolf“, stammelte ich und vermochte kaum aufrecht zu stehen.

„Dann hast Du auf verabscheuungswürdige Weise mit meinem Herzen gespielt“, rief Gerhard aus. „Deine Worte jetzt stehen im Widerspruch mit allen Deinen frühern Aeußerungen und Handlungen. Unseres Vaters Willen, nicht ihre eigenen Gefühle leiten Selma, da sie so spricht“, fügte er hinzu und faßte mich beim Arme. „Warum lügst Du“, fuhr er mit gesteigerter Heftigkeit fort, „in diesem Augenblicke, wo es sich um Leben und Tod handelt? Warum hast Du nicht den Muth, die Wahrheit zu bekennen, zu gestehen, daß Du mich liebst, wenn Alles an Dir zu erkennen gibt, daß dem so ist? Hast Du nicht zu der Zeit, als ich die Sprache der Liebe gegen Dich führte, geweint und versichert, daß Du mich glücklich machen wolltest, wenn Du könntest? Oder hast Du ein einziges Mal von Deiner Liebe zu Rolf mit mir gesprochen?“

„Nein, das hab' ich nicht“, stammelte ich, „aber das geschah, um Dich nicht zu betrüben. O Gerhard, wie kannst Du behaupten wollen, daß ich Dich liebe, da so Vieles Dich vom Gegentheil hätte überzeugen müssen!“

„Du willst also nicht die Meinige werden?“ schrie Gerhard.

„Nein.“

„So sollst Du ebenso wenig Rolf's Frau werden!“ rief Gerhard aus. „Du sollst Dein Spiel mit meinem Herzen theuer bezahlen.“ Er stürzte nach dem Rande der Plattform hin und fügte hinzu: „Meinen Tod magst Du vor Gott und meinem Vater verantworten.“

Zum zweiten Male im Verlaufe weniger Minuten sah ich ihn am Abgrunde schwanken und — fallen. Ich stieß einen Schreckensschrei aus und bedeckte mein Gesicht mit den Händen.

„Hast Du noch nicht genug an diesem wahnsinnigen Gaukelspiel?“ hörte ich Rolf sagen. Ich sah rasch empor.

Auf der Grasmatte hier bei dem Kreuze lag Gerhard hingestreckt, unbeweglich mit zerschlagenem und blutigem Kopfe.

Rolf lag auf den Knieen mit der ganzen Schwere seines Körpers über ihm und hielt ihn krampfhaft fest. Gerhard machte, obwohl übel zugerichtet, dennoch einige ohnmächtige Versuche, aufzukommen.

Rolf sagte in strengem Tone: „Es ist fruchtlos, daß Du Dich bemühst, frei zu werden; Du solltest von

alters her wissen, daß ich stärker als Du bin. Liege also ganz ruhig, bis Du wieder zum Gebrauche Deiner Vernunft kommst."

„Höre, Rolf", sagte Gerhard keuchend, „wenn Du auch das Glück hast, mich niederzuhalten, so wirst Du dennoch einmal genöthigt sein, mich loszulassen; und ich schwöre bei allen Heiligen, sollte ich auch genöthigt sein, mich mit eigener Hand zu erwürgen, daß ich nicht davon abstehen werde, Hand an mein Leben zu legen, es sei denn, Selma schenkt mir das Herz, das sie mich zu besitzen hoffen ließ. Du weißt, wie gering ich das Leben geachtet habe, und kannst versichert sein, daß ich es jetzt nicht höher schätze. Also Selma oder den Tod!"

„Und wenn ich von Selma zurücktrete", sagte Rolf mit Anstrengung, „willst Du dann vernünftig sein?"

„Nein, das ist mir nicht genug. Sie muß mein werden, oder fort mit dem Leben! Ich werde diese Nacht nicht überleben, das schwöre ich beim Schatten meiner Mutter."

Rolf erhob sich. Er ließ Gerhard los und sagte zu mir gewendet: „Du und ich sind geschieden. Es steht bei Dir, Selma, über sein Leben oder seinen Tod zu bestimmen. Handle so, daß Du dem Höchsten Rede

zu stehen vermagst. Gott verzeihe Dir, daß Du uns beiden Liebe versprachst, ich will versuchen, es zu thun."

Thränen, diese Zuflucht des Weibes in Augenblicken des Schmerzes, stürzten über meine Wangen. Ich reichte Gerhard die Hand und flüsterte mit tonloser Stimme: „Wie Du willst."

Er ergriff meine Hand mit Heftigkeit, er wollte sich erheben, aber das Blut strömte aus zwei Wunden am Kopfe, und er war bleich und leblos.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Rolf ihn auf seine starken Schultern und wir gingen den schmalen und steilen Pfad hinab.

Tage und Wochen verflossen, bevor Gerhard's Wunden geheilt waren. Ich saß an seinem Krankenlager und wagte nicht, dasselbe zu verlassen, weil ich befürchtete, ihn zu beunruhigen. Es war ein paarmal vorgekommen, daß er in einem Anfall von Eifersucht, als ich etwas zu lange ausgeblieben war, sich den Verband abriß und die halb geheilten Wunden wieder verschlimmerte.

Welche Zeit der Angst, welche Wochen namenloser Qual!

Am Tage nach dem schauerlichen Ereignisse auf dem Rheingrafenstein hatte Rolf eine lange Unterredung mit seinem Vater. Nach dieser sagte mir der

Oheim, daß mein Platz künftighin am Krankenbette Gerhard's sei. Er klopfte mir die Wange und sah mir mit einem tiefbekümmerten Blick in die Augen.

Als Gerhard's Wunden fast geheilt waren, besuchte ihn Rolf eines Tages und theilte ihm mit, daß er tags darauf, nach dem Wunsche ihres Vaters, eine längere Reise nach Frankreich und England antreten würde, um sich mit den dortigen Handelsverhältnissen bekannt zu machen. Er würde ein paar Jahre fortbleiben. Mit vollkommener Ruhe bat er Gerhard, mich glücklich zu machen, und sagte ihm dann Lebewohl. Schweigend drückte Gerhard dem Bruder die Hand.

Es war spät am Abend desselben Tages, als ich Gerhard's Zimmer verließ und in den Saal trat.

Rolf, der mir während dieser ganzen Zeit sorgfältig ausgewichen war, stand jetzt an einem Fenster des Saales. Als ich hereinkam, ging er mir entgegen.

„Ich reise morgen vor Sonnenaufgang", sagte er, „und will Dir deshalb heute Abend Lebewohl sagen."

Er ergriff meine Hand und führte mich auf den mit Weinranken bekleideten Erker und fügte hinzu: „Bevor wir für längere Zeit, vielleicht für immer scheiden, wünsche ich einige Worte mit Dir zu sprechen, welche ich Dich bitte, Dir ins Gedächtniß zu prägen."

Ohne sich mißfällig über den Bruder zu äußern oder mir mein Schweigen vorzuwerfen, zeigte er mir, daß durch dasselbe viel Schlimmes hervorgerufen worden sei; das hätte vermieden werden können, wenn ich ihm sogleich nach seiner Ankunft Alles gesagt hätte. Er suchte mir zu beweisen, daß ein ehrliches Bekenntniß das einzige sei, was einen Fehler bemänteln und mildern könne, und daß es ohne Wahrheit und Aufrichtigkeit kein Glück gebe.

Ein paarmal wollte ich ihn in seiner Rede unterbrechen; denn seine Worte zeigten deutlich, er sei fest überzeugt, daß ich Gerhard liebe; aber jedesmal, wenn ich den Mund öffnete, unterbrach er mich. Endlich sagte er mit tiefem Ernste: „Vergiß niemals, Selma, daß der Vater in Hinsicht auf Deine Zukunft mit Unruhe und Angst auf den Mann blickt, welcher der Deine werden soll. Suche ihn mit Deiner und Gerhard's Verbindung zu versöhnen, biete Deine ganze Kraft auf, um Deine Pflichten auf würdige Weise zu erfüllen. Mögen Dich Gott und alle Heiligen beschützen, Du meine innigst Geliebte!“

Seine Lippen berührten meine Stirn, und er entfernte sich. Ich zerfloß in Thränen.

Nur Gott las in meinem Herzen und wußte, wie innig ich ihn in diesem Augenblicke liebte.

Rolf war fort, und Gerhard erlangte seine Gesundheit völlig wieder.

Als er vollkommen wiederhergestellt war, setzte uns der Oheim in Kenntniß, daß er ganz und gar nichts gegen meine und Gerhard's Verbindung einzuwenden hätte, nachdem er durch Rolf gehört habe, daß wir sie selbst wünschten, daß er aber eine einzige, auf seine Kenntniß von Gerhard's Charakter gegründete Bedingung daran knüpfe. Diese Bedingung war, daß Gerhard erst nach Ablauf seines vierundzwanzigsten Jahres mich zu seiner Gattin machen sollte. Er war jetzt zweiundzwanzig. Die Zeit, welche zwischen unserer Verheirathung und der Gegenwart lag, sollte er im Hause zubringen, da er selbst gewünscht hatte, Landwirth zu werden, um sich in dieser neuen Eigenschaft heimisch zu machen.

Wäre Gerhard's Neigung mir nach Ablauf dieser Zeit treu und bliebe er standhaft bei seinem Wunsche, den Garten des Oheims am Ausgange des Dorfes zu übernehmen, so sollten unsere Geschicke vereint werden.

Gerhard fügte sich, obwohl mit Widerstreben, in des Vaters Beschluß. Er hoffte, daß er die zwei Jahre verkürzen werde.

Das erste Jahr war reich an Gefühlsscenen. Es schien mir, als hätte ich einen Vorgeschmack des Fege=

feuers. Gerhard war mißtrauisch, trotzig, anspruchsvoll und erlaubte sich oft höchst verwundende Ausfälle. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß ich mit Rolf in einem heimlichen Briefwechsel stände. Ohne zu bedenken, daß er sich das Versprechen meiner Hand erzwungen hatte, beschuldigte er mich der Treulosigkeit, im Falle ich Rolf in meinem Herzen liebte. An dem einen Tage war er wild, unlenksam und bereit, mir und sich das Leben zu nehmen, um der Qual zu entgehen, die ihm der Gedanke machte, daß ich einen Andern liebte; am andern Tage war er zärtlich, reuevoll und bereit, seinen Fehler zu sühnen.

Wäre ich an dergleichen Ausbrüche gewöhnt gewesen, so hätten sie vielleicht weniger auf mich eingewirkt; bis jetzt war mein Leben ruhig dahingeflossen und ohne Alles, was man Scenen nennen kann. Dies machte, daß ich mich durch meine peinliche Stellung zu Gerhard niedergedrückt fühlte. Ich suchte jedoch mein Leiden dem Oheim zu verbergen und ihm die Kenntniß der Auftritte zwischen Gerhard und mir zu entziehen; aber ich wußte mich nicht zu verstellen, und meine Heiterkeit war verschwunden. Ich sang keine lustigen Lieder mehr, ich durchirrte nicht mehr vergnügt und sorglos unsere Berge, sondern blieb daheim und sah einen Tag nach dem andern

ohne Freude an meinem Dasein entschwinden. Als das erste Jahr sich seinem Ende zuzuneigen begann, hatte ich mich so bedeutend verändert, daß der Oheim unruhig wurde. Er sagte zu mir: „Wie geht es, Selma? Ich fange an zu befürchten, daß Gerhard Dir das Leben verbittert und daß Du den Schritt, welchen Du gethan hast, schon bereust.“

Ich sah ihm ins Gesicht und erinnerte mich an Rolf's Abschiedsworte.

Ich schlang die Arme um den Hals des Greises und stammelte:

„Ich fürchte, daß ich Dir und Gerhard nicht alles das sein kann, was ich möchte.“

„Hast Du ihn wirklich lieb?“ fragte der Oheim und streichelte mich.

„Ja, aber nicht so lieb, wie ich Rolf hatte.“

Es würde zu nichts dienen, wenn ich die Worte wiederholte, welche der Oheim jetzt sprach. Er sagte, daß Gerhard das Kind sei, welches ihm am meisten am Herzen läge, gerade weil Gerhard's Charakter der Art sei, daß er Furcht und Unruhe errege. Gerhard war den Gesichtszügen nach das Abbild seiner ewig vermißten Gattin. Dies hatte ihn dem Vater theurer gemacht; aber gerade diese Schwachheit, die er im Innern gegen den Sohn hegte, hatte verursacht, daß er

seinen Fehlern mit Strenge entgegenzuarbeiten und die unruhigen und stürmischen Elemente im Innern desselben zur Harmonie zu bringen suchte.

Die Ereignisse, welche Ursache waren, daß ich und Rolf nicht mehr ein Paar werden konnten, hatten ihm inzwischen gezeigt, daß Gerhard noch immer bereit war, im Augenblicke der Leidenschaft Leben und Seligkeit von sich zu werfen.

„Diese Entdeckung, mein geliebtes Kind, hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Gnade des Höchsten sein Herz an Dich gefesselt hat, damit Du ihn durch Deinen milden Charakter und die Macht der Liebe veredeln sollst. Ich habe durch die Verbindung zwischen Dir und Rolf Dein Glück sichern wollen. Gott hat es anders beschlossen; er hat Dir eine höhere Bestimmung gegeben, die, Gerhard auf den rechten Weg zu leiten. Die heilige Jungfrau wird Dir Stärke und Kraft einflößen, um diese Deine Bestimmung erfüllen zu können."

Nach dieser Unterredung suchte ich meine eigenen Leiden zu vergessen und meinem Innern das Bild vorzuhalten, daß ich Gerhard's guter Engel sei, der veredelnd auf seinen Charakter wirken sollte.

Ich wurde auch in meiner Art und Weise gegen Gerhard völlig verändert. Ich weinte nicht so oft, ich

zwang mich, weniger an Rolf und mehr an Gerhard zu denken. Wenn dieser später seine Anfälle von Eifersucht bekam, bot ich meine ganze Kraft auf, ruhig zu sein und ihm zu beweisen, daß sie unbegründet sei. Ich selbst befand mich glücklicher dabei, ihm Freude zu machen, und ich fing wirklich an, zu glauben, daß ich diejenige sein sollte, die wohlthätig auf Gerhard's Gemüthsart und Charakter wirkte.

Es folgte eine kurze Zeit des Friedens, da ich auf eine für meine bessern Gefühle zufriedenstellende Weise mich in die Rolle einzuleben suchte, die mir zugetheilt war. Meine Ergebenheit für Gerhard wurde hierdurch auch wahrer und wirklicher. Es schenkte mir eine frohe Zufriedenheit, als ich in seinem ganzen Aeußern seine innere Befriedigung zu lesen glaubte. Eines Tages werde ich Gerhard vielleicht mit demselben Gefühle lieben, welches ich jetzt für Rolf hege, dachte ich. Diese hoffnungsvolle Zeit dauerte jedoch nicht lange.

Gerhard, der während der wenigen Wochen ihrer Dauer zu Hause geblieben war und sich mit Landwirthschaft und Weinbau beschäftigt hatte, fing jetzt wieder an, auf der Jagd umherzustreifen. Er sah nicht mehr nach den Leuten, er suchte nicht mehr des Oheims und meine Gesellschaft. Er hatte blos einen Gedanken,

einen Wunsch, die Jagd. Diese Jagden, auf denen er mehrere Tage von Hause wegbleiben konnte, erweckten die Unruhe des Oheims. Dies bewirkte, daß ich, als Gerhard wieder nach Hause kam, Alles aufbot, um ihn durch verdoppelte Freundlichkeit zu bewegen, daß er zu Hause bleiben und nicht wieder fortgehen möchte; aber meine Macht über sein Herz war vernichtet, und er, der während des ersten Jahres nur von seiner Liebe beherrscht wurde und auf den Knieen um ein wenig Herzlichkeit von meiner Seite gebettelt hatte, wies dieselbe jetzt mit Unwillen zurück; und anstatt daß meine Freundlichkeit, wie ich gehofft hatte, ihn im Hause hätte halten sollen, trieb sie ihn aus demselben fort.

Unter solchen neuen Veranlassungen zur Beunruhigung verfloß die Zeit.

Der Oheim ward düsterer und düsterer. Gerhard's Namen wurde selten unter uns genannt. Es war, als wenn wir uns beide gefürchtet hätten, von seinem sonderbaren Benehmen zu sprechen.

Das zweite Jahr unserer Verlobung näherte sich seinem Schlusse, als sich ein in unserem Thale höchst ungewöhnliches Ereigniß zutrug, ein Diebstahl.

Muhme Monika war in Kreuznach gewesen, um ihr kleines Kapital zu erheben, welches sie dort stehen

hatte und das sie, nach Uebereinkommen mit dem Oheim, auf dessen Besitzthum eintragen lassen wollte.

Es war abends etwas spät, als sie nach Hause kam, und alle, außer einer Dienerin, welche sie erwartete, hatten sich zur Ruhe begeben. Am andern Morgen, bevor der Oheim noch aufgestanden war, stürzte die Muhme zu ihm und schrie, daß sie bestohlen worden sei, daß die achttausend Thaler, welche sie am vorigen Abende bei sich gehabt habe, fort wären.

Der Oheim und auch ich, wir lachten darüber und wollten nicht daran glauben; aber es war dennoch so, denn das Geld, welches die Alte am Abende in ihr Bureau gelegt hatte, war in der That verschwunden. Muhme Monika meldete die Sache bei dem Ortsrichter an, aber ohne daß Jemand als des Diebstahls verdächtig angegeben werden konnte.

Ein paar Tage darauf kam Gerhard, der während dieses Vorfalls auf der Jagd gewesen war, nach Hause zurück. Er war äußerst mürrischer Laune und brachte nur einige Stunden mit einer Antwort auf einen Brief von Rolf, welchen er bei seiner Rückkehr empfangen hatte, in seinem verschlossenen Zimmer zu. Gegen Abeud entfernte er sich wieder, ohne dem Oheim oder mir auch nur ein Wort zu sagen.

Am Morgen darauf ging ich in sein Zimmer, um

es aufzuräumen und in Ordnung zu bringen, bis er zurückkommen würde.

Unter den Papieren auf seinem Schreibtisch lag ein halb fertiger Brief. Meine Augen fielen auf denselben. Er war an Rolf.

Meine Neugierde war allzu groß, als daß ich der Versuchung hätte widerstehen können, zu lesen, was er dem Bruder schrieb.

Der Inhalt des Briefes war ungefähr folgender:

„Mein lieber Rolf! Dein letzter Brief war so verdammt langweilig und dumm, daß ich mit Mühe im Stande war, ihn durchzulesen. Wozu dient es, mir Vorlesungen über meine Veränderlichkeit, über das Unmoralische meiner Handlungsweise und so weiter zu halten? So wie die Natur mich ausgestattet hat, so bin ich nun einmal und glaube nur nicht, daß Deine Worte etwas in meinem Charakter zu ändern vermögen.

Ich kann Dir nicht gleich sein, das ist wahr; aber ich kann nicht dafür, daß meine Seele Flügel hat und herumzuschweifen wünscht, während Deine der Schnecke gleicht, die sich daran ergötzt, auf demselben Flecke zu bleiben. Meine Gefühle müssen umherfliegen, müssen abwechseln und streiten, wenn sie mich nicht tödten sollen. Ja, ich würde sterben, wenn ich genö-

thigt würde, mich an Landwirthschaft und Weinbau, an ein Gebetbuch und ein Weib binden zu müssen.

Von diesem letztern will ich sprechen.

Also Du wirfst mir vor, daß ich Selma geliebt, daß ich mit meiner wilden Leidenschaft Dich und sie getrennt habe.

Der Thorheit! Ebenso gut kannst Du der Erde vorwerfen, daß der Orkan Bäume entwurzelt, als mir, daß meine Brust von heftigen Leidenschaften beherrscht wird. Die Erde kann nicht dafür, daß sie von den Elementen verwüstet wird, und ich kann nicht dafür, daß mein Inneres von unbezähmbaren Gefühlen, die nicht auf der seltsamen Wage, die man Pflicht nennt, gewogen werden können, erfüllt ist.

Hältst Du es denn wirklich für möglich, daß ich auf die Länge Selma lieben, mich an ihrer Seite glücklich fühlen und mein Leben zwischen diesen Bergen mit Bebauen meiner Aecker und Wiegen meiner Kinder verschlafen könnte?

Kannst Du im vollen Ernste behaupten, daß ich für eine solche Existenz geboren bin?

Nein, ich bin für die Freiheit, für die Bewegung und die Abwechselung geschaffen.

Das Gefühl, welches ich für Selma hatte, entstand im Augenblick und verschwand ebenso plötzlich.

Es war meines Vaters, Dein und ihr Fehler, die Ihr nicht saht, daß es nichts Anderes als ein vorübergehendes Feuer war, das allzu hoch aufloderte, um lange brennen zu können.

Die Flamme ist erloschen, und was willst Du, daß ich mit der Asche anfangen soll? Ich kann sie nicht zum Brennen bringen. Was todt ist, kann nicht wieder zum Leben gelangen.

Meine Verbindung mit Selma erscheint mir jetzt wie eine drückende Bürde, wie etwas, das mich genirt und meinen Abscheu erregt.

Sie ist in meinen Augen fade und einförmig, und ich fühle eine unwiderstehliche Neigung, weit fort zu eilen, sobald ich sie kommen sehe.

Ich beschwöre Dich, komm' zurück, nimm Deine Braut wieder; sie paßt nicht für mich, wie ich mir einmal einbildete. Mein einziger Wunsch ist, meine Freiheit wiederzuerlangen.

Es ist im Allgemeinen eine traurige Wahrheit, daß, je heftiger ein Gefühl brennt, solange es Widerstand findet und die Befriedigung desselben unmöglich scheint, es desto leichter erlischt, wenn die Hindernisse entfernt sind und Alles ruft: Du hast Dein Ziel erreicht! Solange Selma's thränenvolle Augen, ihre niedergeschlagene Art und Weise Zweifel an ihrer

Liebe einflößten, brannte meine Seele vor Begierde, in den Besitz ihres Herzens zu gelangen; aber jetzt sagt mir Alles, daß ich es besitze, daß sie mich von ganzer Seele liebt, und ich frage: Was soll ich damit anfangen? Meine Liebe kann nur erlöschen, da es nichts mehr gibt, was sie beunruhigt oder reizt. Oder glaubst Du, daß ich eine Neigung sanctioniren werde, deren Wesen nur in der Erinnerung besteht, daß sie einst war? O mein ehrsamer Bruder, ich überlasse es Dir zu —"

Hier war der Brief abgebrochen. Wahrscheinlich hatte es ihn gelangweilt, weiter zu schreiben, er hatte ihn beiseite geworfen und sich hinwegbegeben.

Ich verließ eilig das Zimmer und suchte die Einsamkeit, um meine Gedanken zu sammeln.

Gegen Abend begab ich mich zur Ruine hinauf.

Die Erinnerung an die Scene, welche mich von Rolf trennte, stand lebhaft vor mir, als ich mich hier befand. Ich verlor den Muth, mich auf das Plateau zu begeben, wo ich dieselben Brüder um mich kämpfen gesehen hatte, welche mich nun beide aufgegeben hatten. Ich setzte mich in eins der Gewölbe und stützte den Kopf mit den Händen. Ich glaube, ich weinte.

Plötzlich hörte ich fröhliche Stimmen draußen vor der Ruine. Man scherzte und lachte. Es war eine

Gesellschaft, welche gekommen war, um diese Wohnungen einer zertrümmerten Größe zu besehen.

Ich zog mich in den dunkelsten Winkel des Gewölbes, in dem ich mich befand, zurück, um nicht bemerkt zu werden.

Die muntere Gesellschaft kam näher. Ich konnte unterscheiden, was gesprochen wurde.

„Verlangt nicht, daß ich mich dort hinaufwagen soll“, äußerte eine hellklingende Damenstimme. „Ihr andern mögt das gern thun; aber ich für meinen Theil bleibe hier.“

„Wie Du willst, Klotilde“, antwortete eine andere Damenstimme. „Genug, ich werde dort hinaufgehen, das ist gewiß.“

„Und ich auch, und ich auch!“ riefen mehrere Stimmen.

„Mit Ihrer Erlaubniß, meine Damen, werde ich bei Fräulein Klotilde bleiben“, sagte eine Stimme, die mich zittern machte. Es war die Gerhard's.

„O ja, warum nicht“, sagte die hellklingende Stimme; „es kann ganz angenehm sein, einen Ritter zur Seite zu haben, der seinen Ursprung von dieser Burg herleitet. Sie mögen bleiben.“

Ich sah die übrige Gesellschaft vorübereilen, als sie den Weg nach der Plattform nahm.

Gegen die Mauer gelehnt, erwartete ich mit klopfendem Herzen den Augenblick, wo der Schall ihrer Schritte verhallen und ich im Stande sein würde, zu unterscheiden, was die beiden sagten, welche am Fuße der Ruine geblieben waren.

Endlich fing ich jedes Wort auf. Gerhard sagte in dem ihm eigenthümlichen leidenschaftlichen Tone: „Ich beschwöre Sie, Klotilde, daß Sie mich nicht länger necken, das Spiel muß ein Ende nehmen. Sie wissen nicht, mit welchem Gemüthe Sie zu thun haben.“

„Möglich; aber ich weiß, daß man sagt, Sie seien mit einem Mädchen dort unten im Thale verlobt.“

Athemlos erwartete ich Gerhard's Antwort. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Er erklärte unter den heiligsten Versicherungen, daß nicht er, sondern sein Bruder der Verlobte sei, daß er vor ihr niemals eine Andere geliebt habe, daß das Mädchen, von welchem sie spreche, so einfältig sei, daß es ihm keine Sekunde in den Sinn gekommen sei, an sie zu denken, und so weiter.

Es glückte Gerhard in der That, diese Klotilde zu überzeugen, daß sie seine erste und einzige Liebe, daß das Leben ohne sie eine Bürde sei, die er nicht tragen könne, und so weiter.

Ich hörte, daß Klotilde mit etwas unsicherer

Stimme erwiderte, daß er morgen ihre Antwort erhalten solle.

Die, welche oben auf der Plattform gewesen waren, kamen jetzt wieder herab, und man entfernte sich.

Ich blieb in meinem Winkel sitzen und wiederholte unaufhörlich bei mir selbst: „Welche Aehnlichkeit zwischen meinem und meiner Mutter Schicksal!“

Es war spät, als ich wieder ins Thal hinabging, und dennoch fand ich nur die Muhme zu Hause.

Der Oheim war am Nachmittag fortgeritten und noch nicht zurückgekehrt. Bevor er nach Hause kam, vermochte ich mich nicht zur Ruhe zu begeben. Um Mitternacht sah ich ein Boot über den Fluß gleiten; es war der Oheim. Er stieg mit langsamen und ermüdeten Schritten den Weg herauf, welcher vom Strande nach unserer Wohnung führte.

Beklemmten Herzens ging ich ihm entgegen. Als er mich sah, seufzte er tief, schloß mich in seine Arme und murmelte:

„Morgen — morgen wollen wir davon sprechen.“

Die Nacht war lang, aber sie hatte doch einen Morgen.

Mit den ersten Sonnenstrahlen war ich unten im Saale, um den Oheim zu erwarten; aber zu meiner Verwunderung fand ich ihn schon dort unruhig hin und her gehend. Als ich hineinkam, streckte er mir

seine Hände entgegen und rief aus: „Mein armes Kind, kannst Du Deinem alten Oheim alle die Leiden verzeihen, welche Du erdulden mußt, all den Kummer, welchen seine Söhne auf Dein unschuldiges Haupt häufen?“

Ich schlang die Arme um seinen Hals und brach in Thränen aus.

Nachdem wir uns beide beruhigt hatten, erzählte der Oheim, daß er am Morgen einen Brief erhalten hätte, der ihn bewogen habe, sich nach der Stadt zu begeben, um Gerhard aufzusuchen. Eine Unterredung zwischen Vater und Sohn hatte auf Anlaß des Briefes, dessen Inhalt der Oheim jedoch nicht näher berührte, stattgefunden.

Während derselben hatte Gerhard dem Vater bekannt, daß er in eine junge Dame aus Berlin verliebt sei, welche sich in Kreuznach bei Verwandten aufhielt. Er hatte gesagt, daß sein Glück und seine Seligkeit an Klotilde Wern — dies war der Name des jungen Mädchens — gefesselt sei.

Der Vater hatte dem Sohne nach dieser Erklärung sein Haus verboten. Der Oheim wollte nichts mehr von ihm wissen.

Vergebens bat ich für Gerhard, daß ihm der Vater verzeihen möchte.

Vergebens versicherte ich, das, was sich zugetragen hätte, sei für uns alle das Glücklichste. Die einzige Antwort des erzürnten Vaters war: „Er kommt niemals mehr unter mein Dach. Er hat sich unwürdig gemacht, mein Sohn zu heißen.“

Den Tag nach dieser Erzählung des Oheims wurden Gerhard's Sachen nach Kreuznach mit einer Anweisung für ihn gesendet, eine Summe zu erheben, welche dem Erbtheile entsprach, das er einst nach des Vaters Tode zu erwarten gehabt hätte.

Eine Woche nach dieser Auseinandersetzung erhielten wir die Nachricht, daß Gerhard Kreuznach verlassen und sich nach Berlin begeben habe, um sich mit Klotilde Wern zu verheirathen.

Einige Wochen später war Gerhard vermählt.

Seit der Nacht, in welcher der Oheim von Kreuznach zurückgekommen war, schien es mir, als sei seine Haltung gebückter, sein Gang langsamer und seine Locken grauer. Es war, als ob das Betragen des Sohnes schwer auf seinen Schultern ruhe.

Wir lasen und gingen zusammen spazieren, ganz wie früher, aber wir waren nicht mehr heiter, sondern düster und bekümmert.

Eines Tages, es war gegen den Herbst, als er und ich draußen vor unserer Wohnung saßen und ich vor-

las, hörten wir rasche Schritte, welche sich auf dem Wege näherten, der nach dem Flusse hinführte.

Ich blickte dorthin. Auch der Oheim wendete den Kopf hin.

Die Schritte wurden immer schneller und kamen immer näher. Jetzt war der herannahende Fremde an der Krümmung des Weges, und einige Minuten später stand Rolf vor uns.

Die Freude des Greises und die meinige kann man sich denken.

Während der ersten Augenblicke hatten wir für nichts Anderes Sinn als für die Freude des Wiedersehens. Als diese sich gelegt hatte und ich Rolf mit thränenvollen Augen betrachten konnte, schien mir sein Gesicht bedeutend verändert.

Der ehedem milde und ernste Ausdruck war in Strenge übergegangen, und in den Zügen desselben, die früher so viel Güte aussprachen, lag etwas Kaltes und Hartes.

Das Leben ist eine beständige Ebbe und Flut von Freude oder Schmerz.

Als die Erde wieder in ihr Frühlingsgewand gekleidet war, knieten Rolf und ich vor dem Altar, und der Priester sprach den Segen über unsere Häupter aus.

Als wir die Kirche verließen, waren wir vor Gott und Menschen eins und eins in unsern Herzen, so glaubte ich, die mit einer vom Glücke der Liebe erfüllten Brust der Zukunft entgegensah.

Vergessen waren Kummer, Schmerzen und ausgestandene Leiden, und das Leben lächelte mir so schön entgegen.

Doch mein Glück war ein Traum, der niemals Wirklichkeit werden sollte.

Schon einige Monate nach meiner Hochzeit bemerkte ich, daß die Zärtlichkeit, welche Rolf für mich hegte, nicht mehr dieselbe wie früher war. Der ruhige, stets warmherzige Rolf war ungleicher Gemüthsart, zuweilen heftig und oft ungerecht geworden.

Sprach ich davon, wie theuer er mir sei, so blieb seine Stirn umwölkt, er drückte einen kalten Kuß auf die meinige und sagte in mitleidigem Tone: „Armes Kind!“

Liebkoste ich ihn, so drückte er mich sanft an sich mit den Worten: „Dein gutes Herz, Selma verleugnet sich niemals.“

Suchte ich ihn mit etwas zu überraschen, was, wie ich wußte, ihm angenehm war, so sagte er: „Dank, Selma, Du bist eine aufmerksame Hausfrau, die Alles thut, um ihre Pflichten zu erfüllen.“

Fragte ich ihn, weshalb er so verändert sei, so sah er mich an und antwortete: „Selma, thue dergleichen Fragen nicht, sie schicken sich nicht für Dich. Du weißt selbst am besten, daß wir beide verändert sind.“

Vergebens strengte ich mich an, den Grund dieses Mangels an wahrhafter Wärme zu erforschen. Ich konnte denselben nicht ergründen.

Daß sein sonderbares Betragen nicht die Folge erloschener Liebe war, glaubte ich daraus schließen zu können, daß es zuweilen Augenblicke gab, in denen er mir eine fast leidenschaftliche Zärtlichkeit zeigte; aber auch zu solcher Zeit lag etwas Schmerzhaftes im Ausdrucke seines Gesichts.

Ich litt, ohne daß ich zu klagen wagte, denn ich zitterte vor Allem, was sein Mißvergnügen erwecken konnte, weil dies leicht hervorzurufen, aber schwer zu beschwichtigen war. Ich fürchtete seinen Zorn — den Zorn eines Mannes, den ich in jüngern Jahren niemals aufgeregt gesehen hatte.

Bevor wir verheirathet waren, hatte ich mit ihm von Gerhard und unverstellt und aufrichtig von meinen Gefühlen gesprochen. Er hatte mich schweigend angehört und sagte, als ich zu Ende war: „Selma, ich will Dich um eins bitten.“

„Und das ist?“ fragte ich.

„Daß Du mir versprichst, nicht von Gerhard zu reden. Es schmerzt mich, nur ein Wort über ihn von Dir zu hören, wie eben jetzt.“

Natürlicherweise konnte es mir nach dieser Aeußerung nicht einfallen, von Gerhard oder von etwas, das ihn anging, zu sprechen. Ebenso wenig kam die Vermuthung in Frage, daß Rolf's verändertes Benehmen hiermit Zusammenhang hätte, sondern ich suchte den Grund davon anderswo, ohne ihn finden zu können.

Der Oheim, welcher niemals ein unfreundliches Wort zwischen Rolf und mir wechseln hörte, hielt uns für glücklich, und wir verbargen sorgfältig vor ihm, daß dieses Glück nur in seiner Einbildung vorhanden war.

Gerhard war wie verschwunden und er wurde von Niemand genannt.

Zwei Jahre waren Rolf und ich verheirathet, als ich Mutter eines Sohnes wurde, dessen Geburt mir fast das Leben kostete.

Niemals werde ich die liebevolle Sorgfalt vergessen, mit welcher mich Rolf während meiner Krankheit pflegte.

In jedem Blick, in jeder Miene las ich, wie ich geliebt wurde, aber als ich wieder gesund war, zog er sich zurück, gleichsam als fürchte er, mich zu geniren.

Wie bitter ich darunter litt, kann ich nicht beschreiben; denn ich vermißte seine Liebe jetzt um so mehr.

Wäre Rolf nicht ein so liebevoller Sohn und Vater gewesen, so hätte ich mich möglicherweise mit seinem oft harten, bittern und heftigen Betragen versöhnen können, weil ich es als etwas zu seinem Charakter Gehöriges angesehen haben würde; wenn ich aber bedachte, wie er früher war, wie er gegen sein Kind und gegen seinen Vater war, fand ich es unnatürlich, daß er seinen freundlichen Charakter nur mir gegenüber verleugnete.

Wiederum verging ein Jahr. Der Geburtstag meines kleinen Knaben stand bevor, und da er an demselben Tage wie sein Vater geboren war, so hatte ich zur Feier dieses doppelten Festtags mein Portrait malen und es, nebst einer Locke vom Haar meines Sohnes, in ein kostbares Medaillon fassen lassen und beabsichtigte, dasselbe durch den Kleinen seinem Vater überreichen zu lassen.

Ich hoffte durch dieses Geschenk, das mein Kind gab, eine Veranlassung zu erhalten, vermöge deren ich Rolf zu einer Erklärung auffordern könnte, welche der zwischen uns bestehenden Spannung ein Ende machte.

Um dieses Portraits willen hatte ich, während

mein Mann in Bingen war, mehrmals Reisen nach der Stadt gemacht.

Als er nach Hause kam und von unsern Dienstleuten gehört hatte, daß ich mehrmals in der Stadt gewesen sei, warf er mir das mit einer Heftigkeit vor, die fast an Besinnungslosigkeit grenzte.

Er klagte mich eines völligen Mangels an Aufrichtigkeit an und erklärte, daß dieser Fehler mich ins Unglück stürzen würde.

Nachdem er alle diese Beschuldigungen ausgestoßen hatte, entfernte er sich, ohne mir Zeit zu meiner Vertheidigung zu lassen.

Diese kleine Scene fand am Morgen vor seinem Geburtstage statt. Zur Mittagszeit erhielt ich durch einen Boten aus der Stadt das fertige Medaillon mit dem Portrait.

Obwohl die Freude, welche ich von dieser Gabe erwartete, mir durch Rolf's Ungerechtigkeit verbittert worden war, tröstete ich mich doch damit, daß er am folgenden Tage, wenn er die Ursache zu meinen während seiner Abwesenheit unternommenen Reisen in die Stadt erfahren, mir seine Heftigkeit abbitten würde.

Es ging bereits gegen Mitternacht; aber Rolf war noch immer nicht zurückgekommen.

Ich saß an der Wiege meines Kindes und lauschte, ob ich nicht die Schritte des Vaters hören würde.

Plötzlich vernahm ich schnelle Schritte, die sich unserem Schlafzimmer näherten.

Ich sprang auf, um Rolf entgegenzueilen, blieb aber unbeweglich, wie versteinert, stehen. Vor mir stand Gerhard.

Er sah bleich und verstört aus. Erschrocken trat ich zurück.

Im nächsten Augenblick lag er mir zu Füßen und bat um Verzeihung für Alles, was er verbrochen hatte.

Er war unglücklich, unglücklich dadurch, daß er mein Glück hatte schaffen wollen und in dieser Absicht sich gegen mich leichtsinnig gestellt und sich den Zorn seines Vaters und die Verachtung seines Bruders zugezogen habe. Er hatte niemals eine Andere als mich geliebt, er liebte mich noch mit unverminderter Kraft und war gekommen, um einmal die Gefühle seines Herzens auszusprechen und mich anzuflehen, daß ich ihm die Verzeihung seines Vaters erwirken möchte.

Ich versprach ihm zu thun, was ich vermöchte, wenn er sich nur entfernen wolle, und sagte, daß ich mit Rolf sprechen würde; aber da beschwor er mich mit Thränen, seinen Namen nicht eher vor Rolf zu nennen, als bis ich für ihn vom Vater Verzeihung

erwirkt hätte. Er beschwor mich bei Allem, was heilig war, wenn ich ihn nicht für sein ganzes Leben völlig unglücklich machen wolle.

In meiner Angst, daß er sich nicht entfernen wollte, versprach ich es ihm, und jetzt erhob er sich.

Er blieb vor mir stehen. Sein Blick hatte etwas Sonderbares, und ich empfand einen tiefen Schreck, als er meine Hand ergriff und sagte: „Selma, ich kann mich von hier nicht entfernen, wenn Du mich nicht vor den Folgen einer Handlung retten kannst, zu der mich die Last meiner unglücklichen Ehe verleitet hat. Ich habe gespielt, Selma, und wenn ich nicht morgen Vormittag meine Schuld bezahlen kann, so bin ich beschimpft, mein Name ist gebrandmarkt und damit jeder Weg, meines Vaters Verzeihung zu erhalten, unmöglich. Selma, Du besitzt in diesem Augenblicke mehr als mein Leben, Du hast meine Ehre in Deinen Händen. Willst Du diese retten?"

„Wenn ich kann", stammelte ich und verlangte die Summe zu wissen.

Sie betrug gerade so viel, als ich am Morgen desselben Tages vom Oheim als Betrag meines Nadelgeldes für das Jahr erhalten hatte, und welches ich seit meiner frühesten Jugend am ersten Juli empfing.

Ohne mich einen Augenblick zu bedenken, eilte ich, ihm das Geld einzuhändigen, worauf er sich entfernte.

Die Nacht verging, wie auch der Geburtstag meines Sohnes und dessen Vaters, ohne daß sich Rolf hatte sehen lassen.

In meiner Angst schickte ich einen Boten in die Stadt, um zu erfahren, ob meinen Mann irgend ein Unglück betroffen habe; aber der Bote kam mit dem Bescheide zurück, daß dieser bereits am vorigen Abende Kreuznach verlassen habe und nach Wiesbaden gereist sei.

Spät am Abende des Tages, an welchem ich durch das Geschenk meines Portraits eine Veränderung in meinem und Rolf's peinlichen Verhältnisse zu Wege zu bringen gehofft hatte, kam er nach Hause. Ich sprang ihm entgegen, um mich nach der Unruhe, welche ich ausgestanden hatte, in seine Arme zu werfen; aber er stieß mich heftig von sich und sagte: „Erspare uns beiden die Qual von Zärtlichkeitsbezeigungen. Wo ist mein Vater? War er über mein langes Ausbleiben unruhig?“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, eilte er an mir vorüber zu dem Alten hinein.

Es war Nacht, als er in unser Schlafzimmer trat. Ich saß und wiegte unsern Sohn.

Sein Blick fiel sogleich auf mich, er zog heftig

die Augenbrauen zusammen und sagte äußerst rauh: „Weshalb bist Du noch nicht zur Ruhe gegangen?“

„Weil ich Dich vorher an Deinem Geburtstage umarmen und Dir die Ursache erklären wollte, weshalb ich während Deiner Abwesenheit nach Kreuznach gereist bin. O Rolf, es hat mich geschmerzt, dadurch Deinen Unwillen erregt zu haben, statt, wie ich glaubte, Dir eine Ueberraschung zu bereiten!“

„In der That, Du bist sehr gütig“, fiel Rolf bitter ein, „und Du weißt Deine Worte so zu stellen, daß man durch sie betrogen werden könnte. Du bist ein fürchtenswerthes Weib, Selma“, setzte er hinzu und wendete sich von mir ab.

„Rolf“, rief ich aus, „in welcher Absicht sagst Du mir das? Was habe ich Dir Uebles gethan?“

„Was Du gethan hast?“ wiederholte er und sah mich an. „Und Du wagst noch, das zu fragen?“ Er zog ein Etui aus seiner Brieftasche und fügte hinzu: „Du hast nicht allein die Treue gebrochen, die Du mir schuldig warst, als Du mir Dein Herz schenktest, sondern Du hast auch unbedachtsam Deine und meine Ehre in die Hände eines Tollkopfes gegeben. Nimm daher dies Erinnerungszeichen zurück, das Du ihm geschickt hast. Du kannst Deinem Manne dafür danken, daß er Dir die Erniedrigung erspart hat, die Ziel-

scheibe eines Haufens Leichtsinniger in Wiesbaden zu werden. Für diesmal habe ich Deine und zugleich meine eigene Ehre gerettet, rechne aber nicht darauf, daß ich es nochmals thun werde."

Er eilte nach der Thür.

„Rolf, Rolf, höre mich!" Aber er hörte mich nicht, er war verschwunden.

Ich öffnete das Etui. Es war mein in ein Medaillon gefaßtes Portrait und demjenigen vollkommen ähnlich, welches ich für Rolf hatte malen lassen. Auf dem Rande der Einfassung stand: „Frau Selma an Gerhard."

Ganz außer mir riß ich die Klappe meines Secretärs auf, um zu sehen, ob man mir mein Medaillon gestohlen habe; aber nein, es war da und demjenigen, welches mir Rolf zugeworfen hatte, so ähnlich wie ein Ei dem andern.

Obwohl unerfahren in den Intriguen des Lebens, sah ich doch ein, daß es mir schwer werden würde, mich zu rechtfertigen. Der Künstler, welcher das Portrait gemacht hatte und bezeugen konnte, daß ich nur ein Portrait bestellte, war an demselben Tage, an welchem ich ihn dafür bezahlte, von Kreuznach abgereist. Er hatte auch die Einfassung besorgt. Es gab also keinen Weg, zu beweisen, daß ich unschuldig war.

Ich weinte und durchwachte die ganze Nacht.

Den ganzen folgenden Tag blieb Rolf aus. Erst gegen Abend kam er zurück. Ich hatte mich auf eine Bank vor unsere Wohnung gesetzt, um ihn zu einem Gespräche zu zwingen.

Als er mich sah, blitzten seine Augen. Ich ging ihm entgegen und sagte: „Ich fordere von Dir, als einem rechtlich denkenden Manne, daß Du bleibst und mich anhörst. Du hast eine schwere Anklage gegen mich erhoben und kannst es nicht verweigern, mir eine Erklärung zu geben.“

Schweigend setzte sich Rolf auf die Bank, welche ich eben erst verlassen hatte. Er kreuzte die Arme über der Brust, gleichsam als wolle er durch diese Bewegung zu erkennen geben, daß er nunmehr meine Erklärung erwarte.

Ich setzte mich auf ein Erdhügelchen zu seinen Füßen. Mit Ruhe erzählte ich ihm, daß ich von einem reisenden Künstler mein Portrait hätte malen lassen, welches ich ihm zu schenken beabsichtigte. Ich sagte ihm, daß ich von dem Portrait, welches er mir zugeworfen, nichts wisse und daß ich ihn frage, wie es möglich sei, daß er glauben könne, daß ich ihn in irgend einem Falle hintergangen hätte.

Als ich zu Ende war, hob ein tiefer Seufzer seine Brust.

„Wenn ich Dir glauben soll, wie willst Du es erklären, daß Gerhard im Besitz dieses Portraits war? Er hat sich nicht in Kreuznach aufgehalten, er hat nicht gewußt, daß Du Dich porträtiren lassen würdest. Er konnte keine Copie nehmen lassen, und überdies, weshalb sollte er das thun?“

„Rolf! Gerhard war in Kreuznach!“ rief ich unwillkürlich aus.

„Er war dort?“ fiel Rolf heftig ein. „Und das wußtest Du und verschwiegst es mir? Ach, Du hast ihn vielleicht getroffen, als Du hinfuhrst, um Dich porträtiren zu lassen. Ich argwöhnte so etwas schon!“

„O, mein Gott, Rolf, wie Du sprichst! Habe ich wohl jemals gelogen oder Dich betrogen?“

„Nicht, daß ich es beweisen kann“, antwortete Rolf bitter lächelnd. „Es ist in der That ein großer Unterschied zwischen dem Verschweigen einer Wahrheit und dem Aussprechen einer Unwahrheit. Die Falschheit ist jedoch gleich groß, ob ich die Wahrheit verschweige, oder ob ich sie verleugne. Du hast verschwiegen, daß Du Gerhard trafst, und siehst das für keinen Betrug an.“

Ungeachtet all der ungerechten Beschuldigungen,

die er gegen mich ausstieß, wurde ich nicht böse. Ich war nur tief betrübt und erzählte mit der innern Ueberzeugung, das Mißverständniß zwischen uns zu heben, das Auftreten Gerhard's und sein Begehren, beim Vater dahin zu wirken, daß er ihm verzeihe.

Rolf hörte mich, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen; aber ich las in seinem Gesichte mit einem Gefühle der Verzweiflung, daß es mir nicht gelungen war, die Zweifel in seiner Seele zu heben.

In diesen qualvollen Stunden erhielt ich die bittere Lehre, daß aus dem Herzen, in welchem Mißtrauen und Argwohn eingekehrt sind, dieselben sich nicht so leicht verscheuchen lassen.

Als meine Erzählung zu Ende war, strich sich Rolf mit der Hand über die Stirn und murmelte:

„Aber das Medaillon, wie willst Du das erklären? Doch was helfen alle Worte darüber? Wärst Du schuldig, würdest Du es leugnen. Ich will glauben, daß Du in Deinen Handlungen rein bist, obwohl Alles gegen Dich spricht."

Er erhob sich und fügte heftig hinzu: „Ich muß erforschen, ob Du mich betrügst oder er, sollte ich auch genöthigt sein, rings um die Erde zu reisen, um den Künstler aufzufinden, welcher diese Portraits malte."

Rolf ging zu seinem Vater.

Ein paar Tage später reiste mein Mann fort. Diese Reise wurde durch einen Brief veranlaßt, der ganz unerwartet ankam. Daß die Ursache keine angenehme war, konnte ich aus des Oheims kummervollem Aussehen schließen.

Als Rolf mich zum Abschiede küßte, war sein Aussehen milder als seit langer Zeit; er sah mir in die Augen und sagte:

„O, daß ich an Deine Ergebenheit glauben könnte!"

„Das kannst Du, Rolf", antwortete ich und sah zu ihm auf; „mein Herz, meine ganze Seele und jeder Gedanke gehört Dir."

Er ließ mich los und seufzte.

„Du mißtrauest meiner Versicherung. Rolf, findest Du denn nicht etwas in meinem Blicke, in meiner Stimme, in meinem Handeln, was Dir sagt, daß ich die Wahrheit sage?"

Er sah mich lange an, küßte mich nochmals und sagte: „Ich will und muß Dir glauben. Du wärst schlimmer als ein Teufel, wenn Du mich mit diesem Ausdrucke von Wahrheit im Blicke betrügen könntest."

Zwei Wochen verflossen, und noch durften wir Rolf nicht zurückerwarten. Er hatte an den Oheim geschrieben. Der Inhalt des Briefes schien den Kummer nur zu vermehren, welcher auf dem Gesichte des

Greises zu lesen war; auch ich empfing ein paar freundliche Zeilen von meinem Mann.

An demselben Tage, als Rolf abreiste, kam ein Brief von Gerhard an mich. Diesem Briefe folgten mehrere, die alle in einem aufgeregten und leidenschaftlichen Tone gehalten waren.

Ich machte auch mehrere Versuche, von Gerhard zu sprechen, als ich mit dem Oheim allein war; allein der Greis unterbrach mich stets, und ich kam niemals weiter, als Gerhard's Namen zu nennen, da er stets das Weitere abschnitt.

Endlich kam ein Brief von Gerhard an, in welchem er erklärte, daß, wenn ich binnen einer Woche nichts von mir hören und ihn wissen ließe, daß sein Vater ihm verziehen habe, seine Verzweiflung ihn dahin treiben würde, seinem Leben ein Ende zu machen.

Dieser Brief kam abends an, als der Oheim sich bereits zu Bette begeben hatte.

Ich beschloß, am folgenden Tage mit Ernst und ohne mich abschrecken zu lassen, mit Gerhard's Vater zu sprechen. Ich saß eben und überlegte, was ich wohl zum Vortheile dessen sagen könnte, der Ursache so vieler meiner Leiden gewesen war, als ich Schritte im Saale hörte. In der Meinung, Rolf könne mög-

licherweise zurückgekehrt sein, eilte ich, die Thür zu öffnen.

Ich täuschte mich, es war Gerhard.

Ich erschrak bei seinem Anblicke dergestalt, daß ich im Begriff stand, aufzuschreien; aber er ergriff heftig meinen Arm und flüsterte: „Mache keinen Lärm; ich muß mit Dir sprechen.“

Die Scene, welche nun folgte, war der Art, daß nur Gerhard im Stande war, eine solche hervorzurufen. Er malte mit den glühendsten Farben aus, wie unglücklich er sei, wie innig er mich liebe. Er flehte unter Thränen, daß ich für Alles, was er gelitten habe, ihm den Trost schenken möge, seinen Vater wiederzusehen.

Er sprach mit der ganzen Uebertreibung des Gefühls, und als ich mich erschrocken entfernen wollte, hielt er mich zurück und rief aus:

„Eins von beiden: Deine Liebe oder die Verzeihung meines Vaters mußt Du mir geben.“

„Alles, was ich vermag, Dich mit Deinem Vater zu versöhnen, will ich thun“, antwortete ich und suchte meine Hand loszumachen. Er ließ sie los, umschlang mich aber zu gleicher Zeit und rief, die Augen nach der Thür gerichtet, aus: „Geliebte, angebetete Selma,

Du gibst mir mein Leben wieder, indem Du mich hoffen läßt.“

Zu gleicher Zeit sah ich auf. Mir gerade gegenüber auf der Schwelle stand — Rolf.

Ich stieß einen Schmerzensschrei aus und wollte mich den Armen Gerhard's entwinden; aber er hielt mich wie ein Schraubstock umklammert.

„Rolf!“ rief ich voller Verzweiflung aus. Jetzt erst ließ mich Gerhard los. Ich sprang in den leeren Saal. Ich wähnte den Schall von Tritten zu hören; ich stürzte in das Dunkel hinaus, um ihnen zu folgen; aber Alles rings um mich her war still. Die Nacht war dunkel; ich sah nichts. Ich horchte, ich rief; keine Antwort, und als ich in das Haus zurückkehrte, war Gerhard nicht mehr da. Alles, was geschehen war, glich einem Traume.

Wie endlos lang war nicht der übrige Theil der Nacht!

Der Morgen kam, aber ohne das geringste Licht über die Ereignisse der Nacht zu bringen. Ich kam auch zu der Ueberzeugung, daß Rolf's Erscheinung nichts Anderes als eine Augentäuschung gewesen sei, und beschloß jetzt, allem weitern Drängen Gerhard's dadurch ein Ende zu machen, daß ich mit dem Oheim spräche und bewirkte, daß Vater und Sohn sich trä-

fen. Ich wußte, daß Gerhard von der Muhme Monika in ihrem Zimmer verborgen gehalten wurde, bis es mir gelungen, den Vater zu bewegen, daß er sich ihm zeigen dürfe. Meine Lage war in der That peinlich durch die Furcht, daß es Rolf gewesen sei, den ich in der Nacht gesehen hatte, und durch meine Angst, daß dieser zurückkommen würde, bevor Gerhard mit dem Vater zusammenträfe, und daß es mir nicht glücken werde, diese Zusammenkunft zu Wege zu bringen.

Mit meinem Kinde auf dem Arme ging ich zum Oheim, nachdem ich zuvor ein inniges Gebet an die Mutter Gottes gerichtet hatte.

Ich begann von Gerhard zu sprechen.

Der Oheim wollte mich jetzt, wie immer, unterbrechen; aber ich fuhr fort und beschrieb, wie unglücklich sich der Sohn darüber fühle, daß er verstoßen sei.

Ich bat um Verzeihung für seine Fehler und suchte zu beweisen, daß sein Vergehen gegen mich von der Beschaffenheit gewesen sei, daß es den Zorn des Vaters niemals bis zu dem Verbote, ihm unter die Augen zu treten, hätte erregen können. Ich rief sein Vaterherz an und legte ihm die Frage vor, ob es nicht ein schöneres Gefühl sei, zu verzeihen als zu verfluchen.

Nachdem der Oheim ein paarmal, aber vergebens versucht hatte, mich mit strenger Stimme zu unterbrechen, ließ er mich bis zu Ende sprechen. Als ich schwieg, richtete er den Kopf, den er in die Hand gestützt hatte, in die Höhe, erhob sich und ging zu seinem Secretär, aus dem er schweigend einen Brief nahm, welchen er mir hinreichte.

Derselbe war vom Ortsrichter und lautete folgendermaßen:

„Hochverehrter Freund!

Ich glaube den Dieb gefunden zu haben, welcher Ihrer Schwester die achttausend Thaler gestohlen hat; aber da ich mit Gewißheit vorher weiß, daß weder Sie noch Ihre Schwester auf eine gerichtliche Verfolgung gegen denjenigen dringen werden, welcher sich derselben bemächtigt hat, wenn Sie erfahren, daß es Niemand anders als Ihr Sohn Gerhard ist, so halte ich es für das Beste, daß Sie die Sache mit Ihrer Schwester dergestalt ordnen, daß keine weitern Nachforschungen angestellt werden. Das geht ganz leicht an, wenn Sie sich sogleich nach Empfang dieses bei mir einfinden, wo ich Ihnen dann mündlich erklären werde, wie ich zu der gemachten Entdeckung gekommen bin. Obwohl es mir schmerzlich ist, Ihnen dies mittheilen zu müssen, bin ich doch genöthigt,

es zu thun, um Ihnen die Demüthigung zu ersparen, Ihren Sohn als Dieb gebrandmarkt zu sehen.

Mit unverminderter Achtung und Freundschaft zeichne ich u. s. w.“

Als ich mit dem Briefe zu Ende war, sagte der Oheim mit fester Stimme: „Dieser Brief, nicht die Nachricht, daß Gerhard für seine jetzige Frau eine Neigung gefaßt habe, war es, der meine Reise nach Kreuznach veranlaßte. Es war dieser Brief, welcher mich bewog, ihn zu verstoßen und ihm alles dasjenige auszuzahlen, was er eines Tages von mir zu erben hatte. Ich hatte mich außer aller Berührung mit ihm gesetzt: ich habe ihn nicht verflucht, weil ich als Christ nicht das Recht hatte, es zu thun, aber ich will ihn nicht vor Augen sehen. Ein Dieb ist nicht mein Sohn; ich werde niemals, merke Dir's, Selma, dulden, daß er meine Schwelle überschreitet oder mir unter die Augen tritt, bevor er sich bekehrt und gebessert hat.“

„Aber wenn er das gethan hat, wenn er bereut, wenn —“

„Das hat er nicht“, rief der Greis aus und schlug heftig mit der Hand auf den Tisch.

„Vater, liebster Vater, das weißt Du ja nicht“, fiel ich ihm ins Wort.

„Ja, leider nur allzu gut. Er hat gegen mich so

gehandelt, daß ich beinahe zu Grunde gerichtet bin. Durch falsche, mit meinem Namen unterzeichnete Anweisungen hat er bei allen Kaufleuten in Koblenz, Bingen, Kreuznach und anderwärts, mit denen ich in Geschäftsverbindung stehe, Gelder aufgenommen, und zwar zu einem so hohen Betrage, daß Dein Mann nur mit Mühe im Stande sein wird, die Sachen so zu ordnen, daß kein Skandal daraus entsteht. Ich bin, um diese Betrügereien meines Sohnes zu decken, genöthigt gewesen, meine besten Weinberge zu verkaufen; aber damit noch nicht genug, erhielt ich am Tage vor der Abreise Deines Mannes einen Brief von Gerhard's Frau, in welchem sie mich um Hülfe für sich und ihr unglückliches Kind anfleht. Er hat das Wenige, was sie besaß, verschwendet und sie dann verlassen. Auch dies will Rolf mit Aufopferung des Wenigen, was er besitzt, zu ordnen suchen; aber damit ist auch Alles gethan, was ich für den entarteten Sohn zu thun vermag."

„Nein, nicht Alles", rief eine Stimme in der Thür, und Gerhard stürzte herein. Er riß eine Pistole aus der Tasche und setzte mit wilder Hast hinzu: „Ich muß zweitausend Thaler haben, oder ich schieße mir vor Deinen Augen, Vater, eine Kugel durch den Kopf."

„So erschieße Dich denn", sagte der Oheim mit

entsetzlicher Kälte; „denn von mir erhältst Du nicht einen einzigen Thaler mehr.“

Ich saß mit dem Rücken gegen die Thür und hatte mein Kind auf dem Schooße.

Gerhard stürzte bei mir vorüber auf den Vater zu, welcher mir gerade gegenüber Platz genommen hatte. Als Gerhard sich ihm zu Füßen warf, lag er mit dem Rücken gegen mich gewendet.

Bei den Worten des Oheims hob er die Pistole über den Kopf empor. Ich erhob mich eiligst mit einem Ausrufe des Entsetzens. Der Schuß ging los, ein herzzerreißender Schrei meines Kindes, und ich war mit Blut überströmt.“

Hier schwieg Frau Spindler und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Nach einigen Minuten nahm die unglückliche Mutter wieder das Wort.

„Der Schuß hatte meinen kleinen Jungen in die Brust getroffen. Ich hielt einen leblosen Körper in meinen Armen. Daß ich selbst nicht todt zu Boden gestürzt bin, begreife ich nicht. Die Natur hat mich mit einem so starken Körper begabt, daß ich nicht einmal die Besinnung verlor, sondern das volle Bewußtsein meines gräßlichen Unglücks behielt.

Von dem, was um mich her vorging, habe ich

keine Erinnerung; ich hatte nur das Bewußtsein, daß mein Kind ermordet war.

Man hat mir gesagt, daß Gerhard wie ein Wahnsinniger aus dem Zimmer geflohen sei.

Die Nacht kam, ohne daß ich weiß, wie der Tag vorübergegangen war. Endlich nahm man den kleinen Leichnam aus meinen Armen, um ihn in geweihte Erde zu betten. Alles, was mir von meinem Kinde übrig blieb, waren die mit seinem Blute getränkten Kleider.

Den Tag nach dem Begräbnisse meines kleinen Knaben kamen zwei Briefe von Rolf, der eine an den alten Vater, welcher seit dem unglücklichen Ereignisse sein Zimmer nicht verlassen hatte, der andere an mich.

Bemerken Sie wohl, daß ich diesen schrecklichen Brief zwei Tage nach dem entsetzlichen Ende meines Kindes erhielt."

Frau Spindler zog einen durch Alter vergilbten und von Thränen durchfeuchteten Brief aus der Tasche und sagte:

„Lesen Sie selbst, ich habe die Kraft nicht, Ihnen denselben vorzulesen."

Der Brief lautete:

„Selma! Wenn Du dieses empfängst, sind wir auf ewig geschieden. Du hast es selbst so gewollt,

und ich gehe, um Dich von der Gegenwart eines Gatten zu befreien, den Du betrogen und dessen Ehre Du gekränkt hast. Ich will die Mutter meines Kindes nicht hassen, nicht verfluchen, aber ich sage: Wehe den Frauen, welche gleich Dir die reinste, treueste und tiefste Liebe ihrer Männer empfangen, sie aber mit Betrug und Treulosigkeit belohnen.

Ich habe schon lange gewußt, daß Dein Herz an ihn gefesselt ist, der mein Bruder heißt; ich habe gewußt, daß Deine Lippen logen, wenn sie von Liebe sprachen; aber ich verzieh die Treulosigkeit Deines Herzens, weil ich zu finden glaubte, daß Du mit Ernst die Gefühle zu bekämpfen suchtest, mit denen Du an ihm hingst. Ich täuschte mich jedoch. Du heucheltest Treue und Pflichtliebe, um mich desto leichter betrügen zu können, und ich habe mich dennoch, nachdem er selbst mir den überzeugenden Beweis Deiner Treulosigkeit gegen mich gegeben hatte, von Deinen Worten bethören lassen und habe Deinen Versicherungen geglaubt.

Ich will mir den Schmerz ersparen, Dich zu überführen, wie Du mich hintergangen hast, Dir die Demüthigung, vor dem Vater Deines Kindes als Ehebrecherin dazustehen, und dem Greise den Kummer, daß

er in Dir eine Schlange an seiner Brust genährt hat. Darum müssen wir uns trennen.

Dies ist keine Strafe, sondern eine Nothwendigkeit. Strafen kann ich Dich nicht, und dennoch, wenn ich bedenke, wie Du im letzten Augenblicke mich hintergangen hast, fühle ich Zorn und Wuth in meiner Seele kochen.

Welch heilige Versicheruugen gabst Du mir nicht, als ich genöthigt war, von Hause wegzureisen, und was fand ich bei meiner Rückkehr? Meine Frau in den Armen meines Bruders.

Du hast mich gesehen, Selma, und begriffen, daß wir einander zum letzten Male sahen. Lebte der schon von Kummer so heimgesuchte Greis nicht mehr, so würde ich das Band, welches uns vereint, zerrissen, mein Kind von einer unwürdigen Mutter fortgenommen haben und mit demselben aus dem Lande entflohen sein. Jetzt sage ich: Gott bewahre mich davor, den Kummer meines Vaters zu vermehren! Möge er leben, ohne zu wissen, daß der eine Bruder den andern um sein Glück bestahl; daß das Mädchen, welches er mit so vieler Zärtlichkeit erzog, eine Verrätherin an Pflicht, Gewissen und Ehre wurde. Das wünsche ich von ganzem Herzen.

Ich hätte sogleich derjenigen mißtrauen sollen,

welche mich schon an unserm ersten Verlobungstage betrog und mir den Liebeshandel nicht erzählte, in welchen sie sich mit meinem Bruder eingelassen hatte; aber ich liebte und sah nicht, daß der Trug sich hinter der Larve der Unschuld verbarg. Du hast mich auf eine fürchterliche Art für meine Leichtgläubigkeit gestraft.

Zeige jetzt, daß Du, nachdem Du das Kind vom Vater, den Sohn von dem am Grabe stehenden Greise getrennt hast, zu dem Gefühle dessen erwachst, was Du Deinem Kinde und dem schuldig bist, der Dich erzog. Erinnere Dich, daß Du vor Gott Rechenschaft über Rolf's Sohn abzulegen hast."

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, gab ich ihn schweigend der Frau Spindler zurück, welche ihre Erzählung wieder aufnahm.

„Was ich bis zu diesem Augenblick nicht begreife, ist, daß ich nicht wahnsinnig wurde; aber, wie gesagt, mein Körper war stark. Ich erkrankte weder, noch verlor ich den Verstand. Mir blieb das vollständigste Bewußtsein meines Elends, und ich betete mit der ganzen Kraft meiner Seele. Ich hatte nicht einmal Thränen, um dem ganzen Abgrunde von Qual und Verzweiflung, der mein Inneres erfüllte, Luft machen zu können.

Vernichtet, zerschmettert, saß ich Stunde auf Stunde da, mit diesem Briefe vor mir. Ich war also durch den gräßlichen Tod meines Kindes noch nicht unglücklich genug, sondern es bedurfte noch dieser Vermehrung meines Mißgeschicks.

Gegen Abend ließ der Oheim mich rufen. — Ich hatte ihn nicht gesehen, seit Gerhard's Kugel mein Kind getroffen hatte.

Der Ruf meines Oheims weckte mich aus der Betäubung zermalmenden Schmerzes, in welche ich versunken war, und eine Stimme in meinem Herzen flüsterte: Was mag aus dem Greise, dem Vater deines Mannes und des Mörders deines Kindes, geworden sein?

Im nächsten Augenblick trat ich bei ihm ein. Er saß wie gewöhnlich in seinem Lehnstuhle. Sein Aussehen war so verändert, daß ich ihm zu Füßen fiel und in Thränen ausbrach.

Beim Oheim waren der Pater Lorenzo und die Muhme Monika.

Der Oheim drückte mich hastig an seine Brust. Zu sprechen vermochte keins von uns, sondern unsere Thränen waren die Dolmetscher unserer Gefühle.

Pater Lorenzo war derjenige, welcher das Schwei-

gen zuerst brach. Er sprach milde und liebevolle Worte zu uns, er sprach, wie ein christlicher Priester zu Tiefbetrübten sprechen muß.

Die Worte fielen auch wie lindernder Balsam in die Wunden der Seele. Das Schluchzen hörte auf, und endlich stammelte der Oheim: „Kannst Du Dich enthalten, dem Unglücklichen zu fluchen?“

„Oheim, er ist ja Dein Sohn“, war meine Antwort.

Eine Stunde später theilte mir Pater Lorenzo den Inhalt des Briefes, den Rolf an seinen Vater geschrieben hatte, mit. Rolf unterrichtete diesen, daß er, um die von Gerhard auf den Namen des Vaters ausgestellten Wechsel einzulösen, alle flüssigen Mittel verwendet habe. Von dem ganzen Vermögen des Oheims blieb diesem jetzt nur noch der Ertrag des kleinen Gutes und der Weinfelder, welche früher meinen Eltern gehört hatten. Rolf hoffte jedoch, daß dies für den Unterhalt des Vaters, meiner und unseres Kindes hinreichen würde. Er selbst hatte beschlossen, sich in die neue Welt zu begeben, um zu versuchen, dort für sich und die Seinigen, wie er schrieb, Vermögen zu erwerben und auf diese Weise das wieder zu ersetzen, was der Bruder verschwendet hatte. Der Brief an den Vater war ruhig und liebevoll. Er bat ihn, mich

und seinen Sohn mit seiner Liebe zu beschützen, und schloß den Brief damit, daß er schon seit lange beschlossen habe, nach Amerika zu gehen, um dort ein reicher Mann zu werden und als solcher nach Hause zurückzukehren.

Nach diesem Tage vergingen Wochen und Monate in düsterem Kummer.

Von fernern Briefen Rolf's hörte man nichts. Wir konnten ihm nicht schreiben, da wir nicht wußten, wohin wir den Brief adressiren sollten.

Ein halbes Jahr nach dem Tode meines Kindes traf uns ein neues Unglück. Der Oheim wurde blind. Noch ein weiteres halbes Jahr, und er schlummerte mit seinem Enkel unter demselben Rasen.

Ich war nun mit Muhme Monika allein.

Ein Jahr war seit des Oheims Beerdigung verflossen.

Ich und Muhme Monika saßen an einem langen und regnichten Herbstabende ganz allein in dem Zimmer, welches früher mein und Rolf's Schlafzimmer gewesen war, als wir die Schritte eines Mannes im Saale hörten.

Muhme Monika nahm das Licht, um zu sehen, wer es sei. Ich begleitete sie.

Mitten im Zimmer stand ein Mann, der in einen

zerrissenen Mantel gekleidet war und den von Regen triefenden Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte.

Er trug etwas unter dem Mantel. Als der Schein des Lichtes auf ihn fiel, warf er Hut und Mantel ab. Gerhard stand vor uns, mit einem Kinde auf dem Arme. Es war ein kleines Mädchen, welches dem Anschein nach zwei Jahre alt war, obgleich es deren vier zählte.

Beim Anblicke dieses Mannes, der mir Alles geraubt hatte, wich ich zurück.

Er sprach.

Die Worte flogen an meinem Ohre vorüber, ohne daß ich sie faßte.

Seine Frau war todt, er selbst zum Bettler herabgesunken, gebrandmarkt als Mörder seines Neffen; sein eigenes Kind war ohne Namen und ohne Brod. Das war ungefähr, was er sagte, ohne daß ich es verstand. Er bat für das Kind — bat mich, die er kinderlos gemacht hatte. Ich vernahm seine Bitten; aber ich vermochte nicht zu antworten, nicht aufzusehen. Ganz plötzlich fühlte ich mich von ein paar kleinen Armen umfaßt, und eine Kinderstimme sagte in bittendem Tone: „Ich friere, ich bin so hungrig, willst Du nicht meine Mutter werden?“

Nun schlang ich meine Arme um das Kind. Ich drückte es an mein Herz. Das war meine Antwort. Als ich aufsah, hatte sich Gerhard entfernt.

Das Kind ist Louise. — Seitdem habe ich weder von Gerhard noch von Rolf etwas gehört.

Ich habe das Kind zärtlich geliebt, welches mir der Allgütige als Ersatz für dasjenige gab, das ich verloren hatte. Ich habe um seinetwillen unser Thal verlassen, auf dem ein seltsamer Fluch zu ruhen scheint, und in welchem für unsere Familie kein Glück erblühte.

Nach dem Tode der Muhme Monika haben wir in Berlin gewohnt, wo ich jetzt seit zehn Jahren lebe.

Nun haben Sie die Geschichte gehört, welche mit dem Hause dort unten am Fuße des Berges verknüpft ist, wie Sie die Sage vom Rheingrafenstein gehört haben. Beide geben ein neues Zeugniß von der Wahrheit, daß die größten Feinde unseres Glückes unsere Leidenschaften sind. Es hilft wenig, ob wir in der Hütte oder im Palaste wohnen, in dem entferntesten Winkel der Erde oder in der größten Stadt, wenn wir nicht, auf welchem Platze es immer sei, uns zu beherrschen lernen und die Vernunft, nicht das Gefühl über unsere eigenen und Anderer Handlungen urtheilen lassen."

Frau Spindler schwieg und ich gleichfalls.

Wir wurden aus unsern Betrachtungen, in die wir versunken waren, durch eine Stimme geweckt, die unten an der Ruine, wo wir saßen, sang:

„Da droben saßen sie allzumal
Und zechten im alten Rittersaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
Und schimmerten weit in die Nacht hinein."

Die Stimme war unsicher und zitternd, bezeugte aber, daß sie einst stark und wohlklingend gewesen war.

Bei der ersten Strophe des Gesangs fuhr Frau Spindler zusammen, richtete sich schnell empor, blickte erschrocken rings um sich her und murmelte: „Gretchen."

Auch ich wendete den Kopf herum.

Zu unserer Ueberraschung bemerkten wir jetzt, daß wir uns nicht allein auf der Plattform befanden. Hinter uns, an derselben Ecke der Ruine saß ein Mann.

Als die Sängerin näher kam, erhob er sich, und nun erkannte ich den Engländer, welcher Louise so beharrlich verfolgte.

Diejenige, welche gesungen hatte, stand jetzt auf der Plattform. Es war eine alte Frau. Als sie uns

drei erblickte, blieb sie stehen und betrachtete Frau Spindler mit einem eigenthümlichen Blicke, als suche sie in ihrem Gedächtnisse eine Erinnerung wach zu rufen. Darauf lächelte sie auf blödsinnige Weise, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Sie haben recht gethan, hierher zu kommen. Ritter Eberhard und die schöne Adelgunde haben auf Sie gewartet, und das thut der auch.“ Dabei zeigte sie auf den Engländer.

Frau Spindler's Augen folgten unwillkürlich dem Finger der Blödsinnigen. Ihre und des Engländers Augen begegneten sich. Sie betrachteten einander lange Zeit, worauf Frau Spindler auf ihn zueilte, seinen Arm ergriff und mit einem Tone, der einem Freudenschrei glich, ausrief: „Rolf!“

Er streckte ihr die Hände entgegen, und sie fiel leblos in seine Arme.

Diejenige, welche so herbe Leiden ertragen hatte, ohne daß der Körper den mindesten Antheil daran genommen hatte, ruhte jetzt wie todt an der Brust des wiedergefundenen Gatten.

Er drückte sie an sein Herz, überhäufte ihr Gesicht mit Küssen und rief sie bei den zärtlichsten Namen, bis sie die Augen wieder öffnete und ihre Arme um seinen Hals schlang.

Die vollen Strahlen der Abendsonne fielen mit

einem mehr als gewöhnlich milden Scheine auf den Rheingrafenstein herab. Dort hatten sich nun zwei treue und hartgeprüfte Herzen gefunden, die an einander schlugen und ein inniges Dankgebet zum Höchsten emporsandten.

Gretchen wendete sich ganz vergnügt ins Thal zurück.

Nach ihrem Dafürhalten waren jetzt die Geister der schönen Adelgunde und des Ritters Eberhard vereinigt und versöhnt.

Ein paar Tage nach der oben beschriebenen Begebenheit wurde ich zu Frau Spindler eingeladen und ihrem Mann, Rolf Spindler, vorgestellt. Wir aßen zusammen zu Mittag.

Die Freude leuchtete aus den Augen beider Ehegatten.

Während wir Kaffee tranken, theilte mir Rolf einige Aufschlüsse in Betreff Gerhard's mit. Wie er selbst die fünfzehn verflossenen Jahre zugebracht hatte, erzählte er nicht, sondern nur, daß er einen großen Theil derselben in Westindien verlebt hätte, daß ihm viele Schwierigkeiten entgegengetreten wären, bevor er auf den Punkt gelangt sei, Geld verdienen zu können, daß es ihm aber in den letzten Jahren so gut gegangen

sei, daß er, der nichts besaß, jetzt ein reicher Mann geworden war.

Vor einem Jahre war er aus Westindien nach England zurückgekehrt. Er hatte beschlossen, nachdem er Vermögen gesammelt hatte, sich nach Deutschland zu begeben, um seinen Sohn wiederzusehen.

Während er sich Geschäfte halber in London aufhielt, trug es sich eines Abends zu, daß, als er in seine Wohnung zurückkehrte, ein Wagen einen Bettler überfuhr, der sich eben nach Rolf's Thür begeben wollte. Beim Fallen hatte der Bettler eine Wunde am Kopfe erhalten und wurde besinnungslos zum Portier hineingebracht. Es wurde nach einem Chirurgen geschickt, und während dessen versuchten Rolf und der Portier den Unglücklichen wieder zur Besinnung zu bringen.

Als man bei diesen Bemühungen das verworrene Haar in die Höhe strich und sein Gesicht rein gewaschen hatte, fuhr ein Schauder durch Rolf's Seele.

Er betrachtete die von Ausschweifungen und Elend zerstörten Züge des Bewußtlosen, welche, ungeachtet des Stempels moralischer Erniedrigung, der ihnen aufgedrückt war, dennoch ihre ursprüngliche regelmäßige Schönheit beibehalten hatten. Rolf erkannte in dem Unglücklichen seinen Bruder.

Diese Entdeckung war kaum gemacht, als er ihn

in seine Wohnung hinaufbringen ließ, wo Gerhard die sorgsamste Pflege erhielt. Die Verletzung, die er davongetragen hatte, war jedoch der Art, daß der Arzt keine Hoffnung auf seine Wiedergenesung gab. Während der ersten vierundzwanzig Stunden war der Kranke in einem so beklagenswerthen Zustande, daß ihn die Schmerzen ganz und gar beherrschten; denn nicht allein der Kopf, sondern auch die Brust war stark beschädigt worden. Nach dreimal vierundzwanzig Stunden hatte er einige Linderung, und nun gab sich Rolf dem Bruder zu erkennen, der ihn unmöglich wiedererkennen konnte, so sehr war er durch die dunkle Gesichtsfarbe und den großen Bart verändert.

Als Gerhard vom Arzte erfuhr, daß er nicht mehr genesen werde, erklärte er beichten zu wollen, jedoch keinem Priester, sondern seinem Bruder.

Er erzählte das unglückliche Ereigniß, welches dem Sohne Rolf's das Leben kostete; wie der Vater vor Gram zuerst blind geworden und dann gestorben sei. Ferner bekannte er, daß er Selma auf abscheuliche Art verleumdet habe, als er Rolf die Meinung beibrachte, daß sie ihn, Gerhard, liebe. Er gestand, daß er selbst das Medaillon habe malen lassen, um dadurch die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, daß Selma's Herz ihm gehöre.

Von einem verzehrenden Neid gegen den Bruder

geleitet, hatte Gerhard eine Freude daran gefunden, diesem das Leben zu verbittern. Als Gerhard entdeckte, daß er mit seiner Heirath ein schlechtes Geschäft gemacht habe, hoffte er, durch Rolf's Aufreizung zur Eifersucht einen Bruch zwischen Selma und ihrem Manne herbeizuführen, welcher Rolf den Zorn des Vaters zuziehen würde, was nach Gerhard's Meinung möglicherweise für ihn von Vortheil sein könnte, besonders da er schon im ersten Jahre seine Ehe mit Allem, was er besaß, zu Ende gekommen war.

Mit seiner Frau hatte er nicht mehr als einige hundert Thaler bekommen. Sie hatte ihn mit dem Vorgeben geäfft, daß sie Vermögen besäße. Das, was sie von ihren Eltern geerbt hatte, war schon zu Ende, bevor sie sich verheirathete.

Gerhard hatte seinen Plan auf die Kenntniß des Charakters seines Vaters gebaut und auf die Gewißheit, daß dieser Rolf niemals verzeihen würde, wenn er Selma unglücklich gemacht hätte. Daher hatte Gerhard durch alle möglichen Mittel Rolf's Eifersucht aufzureizen gesucht, und leider waren ihm seine Bemühungen nur allzu gut geglückt.

Es gibt im Allgemeinen nichts Dankbareres, als unsern Egoismus anzuregen. Dieser ist immer bereit, in Wirksamkeit zu treten.

Nachdem Gerhard sein Kind der Pflege Selma's anvertraut hatte, war er zur See gegangen und war dann immer tiefer gesunken, bis er zu dem wurde, der er jetzt war.

Durch Zufall hatte er gehört, daß Rolf nach London gekommen war, und war gerade im Begriff gewesen, den Bruder aufzusuchen, um von ihm eine Geldunterstützung zu erhalten, als ihn das Unglück traf, überfahren zu werden.

Als Gerhard gestorben war, reiste Rolf ab, um seine Frau aufzusuchen. Er erfuhr mit vieler Mühe, daß sie in Berlin wohnte. Er fuhr nun dorthin, erhielt aber daselbst die Nachricht, daß sie in Kreuznach wäre.

Er begab sich an diesen Ort und beschloß fürs erste, Selma unerkannt zu beobachten.

Als wir uns auf den Rheingrafenstein begaben, war er uns ganz unbemerkt gefolgt, um sich dort seiner Frau zu erkennen zu geben. Er war also ein Zuhörer ihrer Erzählung gewesen.

Zwei Tage nach dem, an welchem wir zusammen gespeist hatten, verließ die Familie Spindler Kreuznach. Sie gedachten zuerst eine Tour durch Frankreich zu machen und dann ihren Wohnsitz in England aufzuschlagen.

Launen des Zufalls.

Der Zug von Paris war in Köln angekommen. Ein schreckliches Gedränge entstand auf dem Bahnhofe, noch einige Minuten, und wieder sollte die schnell dahineilende Fahrt beginnen.

Ein junger Mann mit einer Reisetasche in der Hand schaute in mehrere Coupés zweiter Klasse; die Gesellschaft, die sich bereits in denselben befand, schien ihm nicht zuzusagen; lange ließ er seine Augen nicht auf den Passagieren weilen, sondern eilte von Coupé zu Coupé; schließlich blieb er an einem derselben stehen, dessen Thür angelehnt war, wahrscheinlich in dem Glauben, daß er endlich ein leeres Coupé gefunden habe. Der junge Mann sah hinein, und da er gewahrte, daß sich nur drei Personen, zwei Herren und eine Dame darin befanden, nahm er Platz einem jungen Manne gegenüber, der in der einen Ecke an der Thür saß und ein Südländer zu sein schien.

In den beiden entgegengesetzten Ecken saßen ein

älterer Herr und eine Dame, letztere gekleidet in ein graues Reisecostüm und auf dem Kopfe einen großen Schatten werfenden Hut; sie hatte gerade, als der Fremde eintrat, das Gesicht abgewendet und schien ganz und gar von dem eingenommen zu sein, was auf dem Perron passirte.

„Der alte Herr ist gewiß ein alter Engländer mit seiner bejahrten Lady", dachte der junge Mann; „die Gesellschaft wird sich voraussichtlich ruhig verhalten, und ich werde daher von keinem unnützen Geschwätz belästigt werden. Der schwarzäugige junge Mann mir gegenüber ist entweder ein Franzose, Italiener oder Spanier, wenn er nicht gar ein Mexicaner ist. Weshalb betrachtet er des alten Engländers Gattin so unabläßig? Bildet er sich etwa ein, daß sie jung und schön ist? Die englische Heilige wird ihr Angesicht nicht zeigen, um dem Südländer nicht die Illusionen zu rauben, welchen er sich wahrscheinlich hingegeben hat. Die Frauen sind sich doch immer gleich!"

Hier wurde sein Gedankengang unterbrochen, da sich der Zug in Bewegung setzte.

Der alte Herr nahm in der Ecke eine bequeme Stellung ein und streckte sich auf dem Sitz aus, indem er zu seiner Begleiterin in schwedischer Sprache sagte:

„Karna, ich werde der Ruhe pflegen; der neue

Reisegesellschafter sieht ganz anständig aus, und Du kannst sicher darauf rechnen, an ihm eine ebenso gute Gesellschaft zu haben. Im Falle ich nicht erwache bei der nächsten Station, so erinnere Dich, daß wir für vier Plätze bezahlt haben, und daß daher nur noch zwei Personen in diesem Coupé Platz bekommen dürfen", fuhr der alte Herr fort und schloß die Augen, indem er hinzufügte: „Der letzte Reisende scheint ein Franzose wie der andere zu sein."

„Sie irren sich, mein Herr", fiel dieser ein, „ich bin ein Schwede wie Sie."

„Das freut mich sehr", erklärte der alte Herr mit einem freundlichen Lächeln und erhob sich aus seiner halb liegenden Position; „es ist mir stets lieb, wenn ich während einer Reise im Auslande mit einem Landsmanne zusammentreffe." Er reichte dem Schweden die Rechte, sie drückten sich gegenseitig die Hände, und der Alte nahm wieder seine bequeme Stellung ein.

Die Besitzerin des großen rundlichen Hutes wandte sich an den jungen Mann; er richtete dabei den Blick auf sie, und seine großen braunen Augen erweiterten sich vor Ueberraschung, als sie ein junges, schönes und bezauberndes Antlitz gewahrten.

Karna's Wangen bekamen einen wärmern Farbenton, während er sie betrachtete; es lag in

seinen Augen eine deutlich ausgesprochene Bewunderung.

„Liebe Karna", nahm der Alte wieder das Wort, „sprich mit unserem Landsmanne, dann wird Dir die Zeit nicht lang werden; und damit die Conversation um so leichter eine Einleitung gewinnt, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen: Mein Herr, ich bin der Oberst Lodén mit Tochter; vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, uns Ihren Namen zu nennen."

„Mein Name ist Oskar Klingström, Lieutenant in der schwedischen Flotte", antwortete der junge Schwede, indem er seinen Hut zog.

Nach dieser Präsentation schloß der Oberst die Augen. Ungewiß ist es, ob trotzdem ein Gespräch zwischen den jungen Leuten begonnen haben würde, wenn nicht Klingström's vis-à-vis an die junge Dame einige Bemerkungen über die Rheingegend gemacht hätte. Er sprach französisch, Karna antwortete in derselben Sprache, und bald war ein ganz lebhaftes Gespräch zwischen diesen drei einander ganz fremden Personen im Gange.

Von dem Gespräche über die Rheingegend ging man auf Südfrankreich über, und Karna beschrieb mit großem Wohlbehagen ihre Reise in den Pyrenäen und ihren Aufenthalt daselbst.

Die jungen Männer lauschten mit Aufmerksamkeit auf die Worte, welche über ihre Lippen gingen, die Blicke hingen gleichsam gebannt an ihrem Gesicht, das entzückend war, wenn sie sprach; Geist und Gefühl sprachen aus diesen Zügen, und man begriff gar bald, daß sie von der Natur reicher ausgestattet war als Frauen im Allgemeinen.

Der Franzose und der Schwede waren so entzückt, daß sie weder Sinn noch Augen für etwas Anderes hatten als für das Mädchen mit dem breitrandigen Hute; sie würden zweifelsohne ebenso wohl zu essen als zu trinken vergessen haben, wenn der Oberst nicht erwacht wäre und von seinem Hunger und seiner Sehnsucht nach der Mittagsstunde gesprochen hätte. Diese glückliche Stunde war nach kurzer Zeit in der That angebrochen, und der Oberst eilte aus dem Coupé hinaus, indem er zu den jungen Herren sagte:

„Einer der jungen Herren ist gewiß so liebenswürdig, meine Tochter in den Speisesaal zu führen; mein steifes Bein macht es mir beschwerlich genug, dorthin zu gelangen, und deshalb ist es noch weit beschwerlicher, eine junge Dame dorthin zu begleiten. Sie, meine Herren, werden denselben sehr leicht finden."

„Erlauben Sie mir!" riefen beide Cavaliere gleich-

zeitig aus und wechselten Blicke, welche zu sagen schienen, daß derjenige, dem nicht die Ehre der Begleitung zu Theil würde, sich schrecklich zu rächen gedächte.

Die junge Dame schien den Ausdruck in diesen Blicken zu verstehen, und um nicht unartig gegen einen der Herren zu sein, antwortete sie:

„Ich spüre durchaus keine Lust, zu diniren, würde Ihnen aber sehr dankbar sein, wenn Sie, mein Herr", — und dabei wandte sie sich an den Franzosen — „ein Glas Limonade und Sie, Herr Lieutenant, mir ein wenig Frucht besorgten."

Der Franzose stürzte fort, aber der Lieutenant äußerte: „Sie gaben dem Franzosen den Vorzug vor Ihrem Landsmanne, da Sie sich zuerst an ihn wandten."

„Ich that es gerade deshalb, weil er nicht mein Landsmann ist, in seiner Eigenschaft als Fremder hat er stets den ersten Anspruch auf meine Höflichkeit."

Ganz zufrieden mit dieser Antwort entfernte sich der Lieutenant; einige Augenblicke darauf kehrte er schon mit einem Korbe voll ausgesucht schöner Früchte zurück; gleich nach ihm wurde der Franzose mit der Limonade sichtbar.

„Wählen Sie von diesen die besten, die Ihnen gefallen", sagte Oskar; „allein erzeigen Sie mir die

Gewogenheit, es zu thun, bevor der Monsieur hierher gelangt!"

Die Dame zögerte, seinen Wunsch zu erfüllen, und schon in demselben Augenblicke reichte der Franzose den Teller mit der Limonade dar, einen finstern Blick auf Oskar werfend.

Karna nahm mit der rechten Hand das Glas und mit der linken eine schöne Pfirsiche aus dem Korbe; sie gewährte auf diese Weise keinem von beiden den geringsten Vorzug.

„Ach, ich bin verzweifelt darüber, daß Sie die Früchte eine halbe Sekunde früher erhielten", rief der Franzose, der sich schwer mit dem Gedanken versöhnen mochte, daß der Schwede ihm zuvorgekommen war; „ich werde versucht, mir eine Kugel vor die Stirn zu schießen!"

Die Dame lächelte und ersuchte ihn, damit zu warten, besonders da weder er noch der Lieutenant dinirt hätten.

Die jungen Männer blickten einander an, gleichsam als wollten sie sagen: Bleibst Du, so bleibe auch ich; aber als Karna ihre Aufforderung wiederholte und endlich selbst aus dem Coupé hüpfte, um zu promeniren, gingen sie gleichzeitig in den Speisesaal.

Der Zufall wollte es auch dieses Mal, daß der

Lieutenant zuerst zu der jungen Dame zurückkehrte, was das Blut des Franzosen in heftige Gährung versetzte; er schien seine gute Laune verloren zu haben und vermochte nicht an der Conversation Theil zu nehmen, bevor nicht alle Personen wieder im Coupé versammelt waren.

Der Oberst war sehr heiter und zufrieden, das Diner und der Wein hatten eine günstige Wirkung auf den alten Krieger gehabt; er stellte sich nunmehr auch dem Franzosen vor, und dieser, ein Marquis Arthur de X., nannte ebenfalls seinen Namen.

Der Oberst befand sich bald mit dem Marquis auf vertraulichem Fuße und erheiterte seine Reisekameraden mit einigen sehr spaßigen Anekdoten. Trotz des bei ihnen vorherrschenden Fiebers des Entzückens und der Eifersucht mußten sie doch recht herzlich darüber lachen.

Während der Vater sprach, saß die Tochter schweigend und gedankenvoll da; sie sah nicht glücklich aus, dieses schöne Mädchen.

Nach einer Stunde fühlte sich der Oberst von der Unterhaltung ermattet und schlief auch gar bald in seiner Ecke ein; er schlief, bis der Zug in der Nähe Berlins anlangte.

Jetzt drehte sich das Gespräch darum, welches Hotel der Oberst bevorzugen werde.

„Ich wohne immer, wenn ich in Berlin bin, im Hotel de Rome, dort habe ich auch diesmal Zimmer für uns bestellt. Nach welchem Hotel werden die Herren sich begeben?"

„Nach dem Hotel de Rome", erwiderten beide zugleich.

„In diesem Falle", rief der Oberst heiter aus, „nehmen wir einen Wagen zusammen, und wenn Sie nichts dagegen haben, können wir nach der Ankunft gemeinsam soupiren. Ich lade Sie, meine Herren Reisekameraden, zu einem einfachen Abendmahl bei mir auf meinem Zimmer ein."

Daß die Einladung mit Dank entgegengenommen wurde, versteht sich von selbst, und so verließ man gemeinsam den Lehrter Bahnhof, um das Hotel Unter den Linden zu erreichen, Unter den Linden, obgleich der Haupteingang zu demselben sich in der Charlottenstraße befindet.

Das Glück war den jungen Männern günstig, denn in dem sonst von Reisenden überfüllten Hotel befanden sich nach Angabe des stets liebenswürdigen Besitzers des Hotel de Rome gerade noch zwei Zimmer für dieselben vor. Allein wiederum wollte es der

Zufall so übel, daß das dem Marquis angewiesene Zimmer in der ersten Etage lag, während der Lieutenant ein solches in der zweiten Etage bekam, in welcher der Oberst mit seiner schönen Tochter wohnte. Dies erbitterte den Marquis aufs neue, und zu allem Unglück ersuchte der Oberst den Lieutenant, seine Tochter die Treppe hinaufzubegleiten, während er mit dem Oberkellner wegen des Soupers Rücksprache nehmen wollte. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß der Marquis in eine sehr schlechte Laune gerieth und eine unwiderstehliche Neigung zu haben schien, den verhaßten Nordländer zu erwürgen.

Eine halbe Stunde, nachdem man das Hotel de Rome erreicht hatte, befanden sich unsere vier Reisenden im Salon des Obersten versammelt.

Wenn die Tochter in ihrer dunklen, fast möchten wir sagen, ernsten Reisetracht herrlich anzuschauen war, so war sie jetzt zum Entzücken, als sie in einem hellen Kleide und mit unbedecktem Haupte erschien.

Oskar Klingström hatte früher niemals eine so vollendete Schönheit wie diese gesehen und war fest davon überzeugt, niemals im Leben ihresgleichen wieder zu sehen. Als er die Hand ergriff, welche sie ihm reichte, hätte er für ein Wort der Liebe von ihren Lippen gern seine ganze zeitliche Wohlfahrt geopfert.

„Sie muß die Meinige werden“, dachte er; aber auch der Marquis dachte so.

Das Souper war ausgesucht, der Wein vorzüglich, das Gespräch sehr unterhaltend und die Gemüthsstimmung lebhaft. Das war die heiterste Mahlzeit, an welcher die jungen Männer jemals Theil genommen hatten; allein dessenungeachtet hatte sie wie Alles im Leben ein Ende, und man erhob sich, als der Oberst die Tafel schloß.

Der Marquis und der Lieutenant verabschiedeten sich.

„Ich rechne morgen auf Ihre Gesellschaft beim Besuche des Museums“, sagte Karna zu dem Marquis, als er sich vor ihr verbeugte.

„Sie will morgen das Museum in seiner Gesellschaft besuchen?“ dachte Oskar und biß die Zähne zusammen.

„Sie frühstücken ja morgen mit uns“, äußerte Karna zu Oskar, als er ihr eine gute Nacht wünschte.

„Er wird mit ihr frühstücken!“ murmelte der Marquis in den Bart hinein.

Oskar und der Marauis traten auf den Corridor hinaus, dort blieben sie einen Augenblick stehen und betrachteten einander auf eine nicht mißzuverstehende Weise.

„Sie machen gewiß morgen vor dem Frühstück eine Promenade nach dem Thiergarten", sagte der Marquis mit barscher Stimme.

„Um sieben Uhr, das heißt, einige Stunden, bevor das Museum geöffnet ist", war Oskar's Antwort.

„In welcher Gesellschaft?" fragte der Marquis.

„In Gesellschaft eines Freundes und zweier Pistolen!"

„Ich werde nicht auf mich warten lassen!"

Der Marquis eilte die Treppe hinab, und der Lieutenant begab sich langsamen Schrittes in sein Zimmer, während er dachte:

„Ich ahne, daß ich ihn erschießen werde."

Er ergriff den Glockenstrang und schellte. Ein Kellner trat ein.

„Befinden sich hier im Hotel noch andere Schweden als ich und der Oberst?"

„Ja, ein Herr, welcher vor einer Stunde anlangte", antwortete der Kellner.

„Sein Name?"

Der Kellner konnte sich desselben nicht erinnern und ging, das Fremdenbuch zu holen, in das der Fremde so eben seinen Namen eingeschrieben hatte. Als Oskar dasselbe empfing, sah er gleich unter dem Namen des Marquis den des Barons Frederik Blixtenfält.

„In welcher Etage wohnt der Baron?“ fragte Oskar.

„In der dritten, in Nummer 98“, erklärte der Kellner.

„Es ist gut, ich brauche nichts weiter!“

Der Kellner verließ das Zimmer und Oskar ging mehrmals in demselben auf und ab, worauf er ein Licht nahm und sich in die dritte Etage begab.

Die Nacht war schon vorgeschritten, doch kümmerte ihn das sehr wenig. Er klopfte an die Thür von Nummer 98, allein keine Antwort erfolgte, und als er ungeduldig das Schloß ergriff, öffnete sich die Thür, und ohne weiteres betrat er das Zimmer.

Dasselbe war finster und wurde nur von dem Licht erhellt, das er in der Hand hielt. Im Bette lag ein junger Mann, in tiefen Schlaf versunken.

„Baron Blixtenfält!“ rief Oskar.

Ein Fluch und eine Bewegung gaben zu erkennen, daß der Schlafende gestört worden war. Oskar rief ihn noch einmal bei seinem Namen.

„Was zum Teufel ist denn los?“ murmelte der Baron. „Sind Sie es, alter Bär, welcher mich schon wieder stört?“

Er öffnete die Augen und starrte überrascht auf den nächtlichen Gast. „Wer sind Sie und was wol-

len Sie hier?" fragte der Baron und richtete sich im Bette empor.

„Ich bin schwedischer Offizier und heiße Klingström", antwortete Oskar. „Ich suche einen Sekundanten zu einem Duell, das morgen früh um sieben Uhr stattfindet."

„Und deshalb kommen Sie mitten in der Nacht und stören mich im besten Schlaf?" rief der Baron aus. „Ist es, um mir einen Dienst zu erweisen, daß Sie die Zeit so schlecht gewählt haben? Glauben Sie, daß ich Lust habe, um sechs Uhr aufzustehen und mir dann anzusehen, wie Ihr Gegner Ihnen eine Kugel in den Leib jagt? Nein, mein Herr, ich bin selbst einer Gefahr ausgesetzt, der ich zu entfliehen wünsche, und das erfordert schon hinlänglich mein Nachdenken!"

„Sie schlagen es also ab, Ihrem Landsmann einen Ehrendienst zu erweisen?"

„Wer zum Teufel hat Ihnen denn gesagt, daß ich Ihnen eine ablehnende Antwort geben will?" rief der Baron lachend aus. „Ich reflectire ja nur über Ihre Aufforderung."

„Sie werden also mein Sekundant sein?"

„Unter einer Bedingung: Ihre Affaire muß um acht Uhr beendet sein, damit ich um halb neun Uhr von Berlin abreisen kann. Sie müssen nämlich wissen,

daß ich einem Bären entfliehe und daß ich gerade das verdammte Unglück gehabt habe, mit dem verflixten Kerl in demselben Hotel zu wohnen. Wenn ich bis neun Uhr nicht aus Berlin fort bin, so packt er mich, und dann ist es mit meinen fröhlichen Abenteuern vorbei!"

„Bis acht Uhr soll Alles beendet sein", versprach Oskar.

„Gut, dann können Sie mich wecken."

Der Baron legte das Haupt wieder auf das Kissen, zog die Bettdecke bis über die Schultern hinauf, und Oskar öffnete die Thür, um ihn schlafen zu lassen, wurde aber von dem Baron aufgehalten, der ihm nachrief:

„Herr Lieutenant, schlagen Sie sich wegen eines Frauenzimmers?"

„Ja, Herr Baron", antwortete Oskar und verließ das Zimmer.

„Nun, das ist ja recht amüsant", murmelte der Baron, schloß die Augen und schlief bald darauf den Schlaf des Gerechten.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr finden wir die beiden Duellanten und ihre Sekundanten in der Nähe des Hippodroms, an einem der geeignetsten

Plätze im Thiergarten. Der Abstand wurde ausgemessen; das Signal wurde gegeben, und der erste Schuß, der Oskar gehörte, fiel. Er versagte.

Jetzt war an dem Marquis die Reihe zu schießen; der Schuß ertönte, und Oskar wurde an der Hand gestreift; die Sekundanten traten zwischen die Gegner und schlugen Versöhnung vor; allein Oskar wollte nichts davon wissen, sondern das Duell sollte fortgesetzt werden.

Seine Augen flammten und man sah, daß die leichte Verwundung nur den Unwillen gegen seinen Gegner vermehrt hatte. Der Marquis gab seine Zustimmung, und die beiden Widersacher nahmen ihre Plätze wieder ein. Noch einmal wurde das Signal gegeben, und Oskar schoß. Jetzt versagte die Pistole nicht. Die Kugel pfiff durch die Luft und traf den Marquis ins Bein; er wankte und wurde von den Sekundanten und dem Arzt im Fallen ergriffen.

„Tausend Millionen schwere Noth, was soll das bedeuten?“ hörte man in demselben Augenblick eine heisere Baßstimme ausrufen.

Aller Augen wandten sich der Gegend zu, woher dic Stimme kam.

Die beiden Gegner erkannten sofort den Obersten, der jetzt den Duellplatz betrat und gerade auf den

Baron Blixtenfält zuschritt, der den Marquis unterstützte, während der Arzt die Wunde untersuchte.

„Hast Du Dich schon wieder duellirt, Du leichtsinniger Mensch?“ schrie der alte Krieger und fixirte den Baron mit einem Ausdruck, als ob er ihn ermorden wolle.

Beim Erscheinen des Obersten erblaßte der Baron und glich in seiner charakterlosen Haltung eher einem Schulknaben, den man bei einem tollen Streiche überrascht hat.

„Hörst Du nicht, daß ich Dich fragte, ob Du Dich geschlagen hast?“ rief der Oberst.

„Freilich hörte ich das, aber da ich nur als Zeuge diente —“

„So frage ich Dich, was Du hier in Berlin machst, da Du doch wußtest, daß wir in drei Tagen zu Hause ankommen würden?“ nahm der Oberst wieder das Wort.

„Ich komme, um mit Euch zusammenzutreffen“, erwiderte der Baron und ein feines Lächeln umspielte seinen Mund.

„Du lügst, aber darüber werden wir später sprechen!“

Der Oberst, der bisher seine Augen nur auf den

Baron gerichtet hatte, warf jetzt einen Blick auf die übrigen Theilnehmer am Duell.

„Was sehe ich?“ rief er aus. „Meine beiden Reisekameraden! Sie, meine Herren sind es doch nicht etwa gewesen, welche sich duellirt haben?“ fügte er auf Französisch hinzu, die Frage sowohl an den Marquis als an den Lieutenant richtend.

Der letztere schwieg, der Marquis antwortete nach einem Augenblick des Nachdenkens und mit einer gewissen Anstrengung:

„Wir haben uns in der That geschlagen, mein Herr — und zwar wegen Ihrer Tochter“, fügte er mit einem Blick auf Oskar hinzu, als ob er hätte sagen wollen: „Jetzt wird der Vater nicht erlauben, mit seiner Tochter zu frühstücken.“

Der Oberst schaute die Gegner an und dann den Baron und fing darauf laut zu lachen an.

„Und der Baron ist des Lieutenants Sekundant hier gewesen?“ äußerte er unter fortgesetztem Gelächter. „Diese Geschichte grenzt fast an das Lächerliche, mein lieber Blixtenfält! Du spielst ja eine herrliche Rolle hier“, setzte er mit immer größerer Heiterkeit hinzu.

Der Baron war purpurroth geworden.

„Sagen Sie mir, Herr Oberst, von welcher Ihrer Töchter ist hier die Rede?“ fragte er mit einer Hef-

tigkeit, die ein sehr lebhaftes Interesse zu verrathen schien.

„Von Deiner Frau natürlich!" erwiderte der Oberst. „Elise ist in Paris zurückgeblieben, und wie Dir bekannt, würde sich kein Mensch wegen ihrer Schönheit geschlagen haben. — Meine Herren", fügte der Oberst heiter hinzu, „ich habe nunmehr das Vergnügen, Ihnen den Mann meiner Tochter Karna vorzustellen, der das unvergleichliche Glück gehabt hat, den Anbetern seiner Gattin als Sekundant zu dienen. Zweifelsohne werden Sie mir zugestehen, daß das ein passender Stoff zu einem Lustspiel ist."

Der Oberst brach in schallendes Gelächter aus, allein der Baron und die beiden Duellanten zeigten einen Ausdruck in den Gesichtern, als ob sie dem Possen, den ihnen der Zufall gespielt hatte, wenig dankbar wären.

Den Marquis brachte man in einem herbeigeholten Wagen ins Hotel zurück. Der Lieutenant Klingström reiste bereits mit dem nächsten Kurierzuge nach Stettin, um sich über Kopenhagen nach Schweden zurückzubegeben.

Der Oberst und der Baron gingen zusammen nach dem Hotel zurück.

„Wohin gedachtest Du zu reisen?“ fragte der Oberst in kurzem und strengem Tone.

„Nach Paris.“

„Hast Du Karna's Brief bekommen, worin sie Dich von ihrer Rückkehr unterrichtete?“

„Ja, ich habe ihn erhalten.“

„Du reisest also nur, um mit Deiner Frau nicht zusammenzutreffen?“

„Ich reiste deshalb, weil ich die Freiheit über Alles liebe“, antwortete der Baron.

Eine Pause entstand.

Der Oberst drehte die Spitzen seines Knebelbartes und sah bitterböse aus.

„Du hättest weder hierhin noch dorthin reisen können, wenn Du nicht mit Karna, als sie vor drei Jahren Deine Frau wurde, einen Theil meines Vermögens erhalten hättest. Gut, nun steht Alles klar vor mir. Du hast sie vernachlässigt von der Stunde an, als Du im Besitz ihres Vermögens warst. Du hast Dich also nur aus Eigennutz verheirathet und dadurch mein geliebtes Kind so unglücklich gemacht, daß es sicherlich bereits im Grabe läge, wenn ich es nicht nach den Pyrenäen gebracht hätte. Es wird daher jetzt an der Zeit sein, daß wir diesem Elend in Eurer Ehe ein Ende machen. Mein Vorschlag ist

daher der: Du setzest Deine Reise nach Paris fort und bleibst dort ein Jahr; ich lasse Dich in den Zeitungen zur Rückkehr auffordern, Du findest Dich nicht ein, und meine Tochter ist frei von allen Fesseln. Die Hälfte des Dir zugeführten Vermögens magst Du für Dich behalten, mir ist jedes Opfer recht, wenn ich nur von dem Kummer befreit werde, sie ferner an einen leichtsinnigen Buben, wie Du bist, gefesselt zu sehen. Ich werde Karna weder erzählen, daß Du mit ihr in demselben Hotel gewohnt hast, noch von dem Duell sprechen! Gehst Du auf meinen Vorschlag ein?"

„Nein."

„Und weshalb nicht?"

„Ich will Karna wiedersehen. Vor einer Stunde sah ich eine Begegnung mit ihr als einen Verlust meiner Freiheit an; jetzt aber will ich die Frau wiedersehen, um die sich diese Männer so eben geschlagen haben!"

„Und nachdem Du sie wiedergesehen — was dann?"

„Wiedervereinigung oder Trennung für ewig. Eins von Beidem!"

Der Wagen hielt vor dem Hotel de Rome, die

Herren stiegen die Treppen hinauf und traten in den Salon des Obersten ein.

Karna stand an einem der Fenster, mit dem Rücken gegen die Thür gewandt, in einer hübschen weißen Morgentoilette, und ohne ihre Stellung zu verändern, sagte sie:

„Ich begann bereits zu fürchten, daß Du zum Frühstück nicht wiederkommen würdest, mein Vater. Ich habe den Lieutenant Klingström eingeladen, mit uns zu frühstücken."

„Der Lieutenant ist bereits abgereist", antwortete der Oberst.

„Du irrst Dich bestimmt!" rief Karna lebhaft aus und wandte sich um.

„Frederik!" rief sie stotternd aus, als sie nunmehr den Baron gewahrte. Sie eilte ihm nicht entgegen, ihre Wangen wurden sehr bleich und ihr Blick senkte sich.

Der Baron eilte zu ihr hin uud ergriff lebhaft ihre Hände.

„Karna! Es scheint mir, als betrübte es Dich, Deinen Gatten wiederzusehen, während Du mit Freude den Lieutenant Klingström begrüßt haben würdest, und dennoch sind wir während der Zeit eines ganzen Jahres getrennt gewesen."

Karna schwieg.

„Sie liebt mich nicht mehr, sie liebt ihn, dessen Sekundant ich war“, dachte der Baron und betrachtete seine Frau.

Nie zuvor hatte er bemerkt, daß sie so schön war; sie war wirklich schöner geworden, seitdem er sie das letzte Mal gesehen.

„Wie war es nur möglich, der Mann dieser Frau zu sein und sie nicht zu lieben?“ fragte sich der Baron.

Jetzt, den Eingebungen des Augenblicks wie immer gehorchend, sagte er ihr Alles, was er fühlte. Sie lauschte seinen Worten, und schließlich erwachte in ihr ein neuer Glaube an diese. Sie verzieh ihm das Vergangene und hoffte auf die Zukunft.

Der Baron kehrte mit seiner Gattin und seinem Schwiegervater nach Schweden zurück. Nach ihrer Rückkehr in die Heimat erblühte für Karna das Glück, das sie bis jetzt in ihrer Ehe vergebens gesucht hatte. Der Ehemann, der sie bis dahin vernachlässigt hatte, liebte sie, eifersüchtig auf jeden Blick, den sie Andern etwa gönnte. Er konnte nicht vergessen, daß die Schönheit seiner Frau zu einem Duell Veranlassung gegeben und daß er Sekundantendienste bei seinem Nebenbuhler verrichtet hatte.

Fünf Jahre sind schon seit jenem Aufenthalt in Berlin verflossen, und die in Frederik durch Eifersucht entzündete Liebe zu seiner Gattin ist nicht erloschen.

Meine alte Geliebte.

Als der Sohn eines reichen Kaufmanns wählte ich gegen den Willen meiner Eltern den Seemannsberuf, und erst nach manchen heftigen Kämpfen erhielt ich die Einwilligung meines Vaters, die erste Reise am Bord eines seiner Schiffe zu machen.

Meine Mutter weinte bitterlich, als ich das Haus verließ, um das Schiff zu besteigen, doch mein Vater tröstete sie damit, daß Oskar's Geschmack für das Meer nach dem ersten Sturm verschwinden werde, eine Prophezeiung, die jedoch nicht in Erfüllung ging, obgleich wir wirklich sehr schweres Wetter hatten.

In einem Alter von dreiundzwanzig Jahren wurde ich Befehlshaber auf einem der größern Schiffe meines Vaters.

Als ich nach meiner ersten Reise als Schiffskapitän heimkehrte, geriethen meine Zukunftspläne und die Wünsche meiner Eltern wieder in Collision miteinan-

der. Ich liebte nämlich und hatte die Absicht, mich mit dem Gegenstand meiner Liebe zu verloben.

Gegen eine Verlobung hatten meine Eltern freilich nichts einzuwenden, wenn nur meine Liebe auf das Mädchen gefallen wäre, welches sie für mich ausersehen hatten, nämlich die Bruderstochter meines Vaters, das einzige Kind des Obersten Ackerberg. Dies war jedoch nicht der Fall.

Zur großen Betrübniß meiner braven Mutter und meines gütigen Vaters liebte ich die Schwestertochter der erstern, Constanze, die weder Vermögen noch eine ansehnliche Stellung in der Gesellschaft besaß. Der Vater war Seemann gewesen und hinterließ nur so viel bei seinem Tode, daß seine Wittwe und seine Tochter gerade hinlänglich von den Zinsen eines kleinen Kapitals leben konnten.

„Mein lieber Sohn, Du wirst Euch beide unglücklich machen", äußerte meine Mutter zu mir; „bedenke doch, daß Constanze fünf Jahre älter ist als Du."

Fünf Jahre bedeutete in meinen Augen durchaus nichts; Constanze war ja das schönste und sanfteste, das begabteste Mädchen, welches ich kannte; wie weit ich auch in meiner Erinnerung zurückging, vermochte ich mich keines Mädchens zu entsinnen, das ich mit Constanzen vergleichen konnte.

Die Thränen und Vorstellungen meiner Mutter wirkten ebenso wenig auf mich wie die Bemerkung meines Vaters, daß Constanze ein armes Mädchen sei.

Aber Constanze war reich, däuchte mir; sie liebte ihren Vetter, und weiter gebrauchte ich nichts; alle Streitigkeiten schlossen auch endlich damit, daß meine Verlobung mit Constanzen erfolgte. Die Bruderstochter meines Vaters, welche zum Besuch bei uns war, mußte, unbehelligt von mir, die Stadt wieder verlassen.

Mein Vater sah dies mit tiefem Gram, besonders da er sie in der Hoffnung eingeladen hatte, eine Partie zu arrangiren, die seiner Meinung nach für mich allein passend war.

Meine Eltern waren nach unserer Verlobung höchst ungnädig, mein Vater sogar sehr wortkarg. Dies beunruhigte mich durchaus nicht; ich war glücklich und froh darüber, Constanzens Bedenklichkeiten wegen ihrer fünf Jahre, die sie älter war als ich, überwunden zu haben; alles Uebrige kümmerte mich wenig.

Sechs Wochen später ging ich wieder zur See, diesmal jedoch nicht weiter als nach Spanien; ich kam im Herbst zurück und überwinterte in der Heimat.

Meine Geburtsstadt war einer der ersten Handelsplätze unseres Vaterlandes und Reichthum dort fast allgemein.

Man vergnügte sich ausgezeichnet während des Winters, und gerade zu der Zeit hatten eine Menge junger Mädchen unter unsern Bekannten die Kinderstube verlassen und waren als blühende Jungfrauen ins Gesellschaftsleben eingetreten. Sie waren liebenswürdig und bezaubernd, und ich interessirte mich sehr für sie; aber dennoch schien mir keins derselben sich mit Constanzen an Schönheit und einnehmendem Wesen messen zu können. Mitunter, wenn ich mich vielleicht zu sehr von dem Vergnügen, mit den schönen Mädchen allerlei Thorheiten sprechen zu können, hinreißen ließ, bemerkte ich auf den Lippen meiner Mutter ein triumphirendes Lächeln und auf Constanzens Stirn eine Wolke. Mich reizte das Erste und bei dem Letztern fühlte ich Gewissensbisse, sodaß ich reuevoll zu Constanzen zurückkehrte.

Gegen die Weihnachtszeit kamen ein paar meiner frühern Bekannten, welche die militärische Laufbahn gewählt hatten und jetzt bereits Lieutenants bei einer der Garden in Stockholm waren, zu Besuch in unsere Stadt.

Der ältere von ihnen, Johan Fridstädt, war der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns und sechs Jahre älter als ich; schon als Knabe zeichnete er sich durch sein angenehmes Wesen und sein ansprechendes Aeußeres aus.

Der andere, Frederik Klingberg, war der Sohn eines Majors, ohne Vermögen und Fridstädt's Schützling. Johan schoß Frederik stets Geld vor, wenn dieser ohne solches war, was freilich sehr oft eintrat, und dieser schenkte dem ältern Kameraden als Austausch für sein Geld einen ziemlich unbegrenzten Gehorsam.

Es ist selbstverständlich, daß in einer Stadt, wo die Cavaliere größtentheils aus Kaufleuten und Seeleuten bestehen, ein paar schöne Offiziere ein gewisses Aufsehen machen mußten. Die jungen Mädchen waren entzückt, und die jungen Männer ärgerten sich darüber, von diesen Herren sich verdrängt zu sehen. Fridstädt wurde der Held des Tages; schön, stolz und gleichgültig gegen die Aufmerksamkeiten, welche man ihm erwies, besaß er einen ungemeinen Reiz für die Damenwelt. Es würde für sie ein Triumph gewesen sein, ein Herz zu erobern, das ihnen so gänzlich zu widerstehen schien.

Das einzige Weib, dem Johan irgendwelches Interesse zeigte, war meine Braut, aber dies beunruhigte mich sehr wenig. Ich hatte von meinen Eltern und Verwandten so viel über Constanzens Alter hören müssen, daß ich annahm, kein Anderer als ich würde Liebe zu ihr fassen können, und daß sie sich für Jemand

anders als den Einzigen interessire, der die Güte hatte, sie zu lieben, sei ja ganz unmöglich.

Frederik Klingberg und einige Gleichgesinnte nahmen sich die Freiheit, hin und wieder über meiner Geliebten Bejahrtheit zu scherzen, und gerade diese Scherze bestärkten mich in meiner Ueberzeugung, daß Constanze über das Alter hinaus sei, wo ein Mädchen neue Eroberungen macht. Anfangs hatte das Scherzen über ihre Jahre meinen Zorn erweckt, und ich gab scharfe Bemerkungen zurück, ohne daß jedoch Frederik sich von fernern Andeutungen abhalten ließ. Da ich diese Narrheiten nicht zu unterdrücken vermochte, litt meine Eitelkeit darunter, und ich beklagte mich manchmal vor mir selber, daß Constanze dreißig Jahre alt sei.

Mein Benehmen gegen sie wurde, ohne daß ich es selbst ahnte, ein anderes. Die verletzte Eitelkeit gestattete mir nicht, mich wirklich so verliebt zu zeigen, wie ich es in der That war.

Wenn Constanze und ich zusammen in einer Gesellschaft waren, beschäftigte ich mich mit allen andern Mädchen, nur nicht mit ihr; oftmals geschah es sogar, daß, wenn ich sie zu besuchen dachte, die Begegnung mit Frederik oder mit irgend einem andern Bekannten mich veranlassen konnte, diesen Besuch aufzugeben.

Constanze zog sich sichtbar zurück, und das Ver-

hältniß zwischen uns wurde mit jedem Tage sichtlich kälter.

Fridstädt's und Klingberg's Urlaub ging bald zu Ende und sie mußten binnen kurzer Zeit nach der Hauptstadt zurückkehren. Vor ihrer Abreise gab ich ihnen zu Ehren ein Diner in meiner kleinen Privatwohnung, die neben der meiner Eltern gelegen war.

Das Diner war ausgezeichnet, die Weine vorzüglich, die Toaste unzählbar, und man erhob sich vom Tisch in einer sehr erheiterten Stimmung. Kaffee, Cigarren und Punsch wurden im andern Zimmer aufgetragen, und als mein Vater uns verlassen hatte, nahm der Scherz einen etwas freiern Charakter an. Ich selbst war vom Wein erhitzt und infolge dessen reizbarer Laune. Frederik hatte während des Diners bei manchem Glase Wein, das er leerte, allerlei Sticheleien gegen mich angebracht, welche wie gewöhnlich auf das Alter meiner Braut hinzielten, und ich war fast erzürnt auf Constanze, daß sie älter als ich war, ein Unglück, das mir so viel Demüthigungen eintrug. Als man die Gläser mit Punsch füllte, ergriff Fridstädt eins derselben, forderte die übrigen Gäste auf, sich mit ihm zu einem Toast auf meine Braut zu vereinigen, und beglückwünschte mich, ein Weib gefunden zu haben, das ein so großes Kapital

von Tugenden wie Constanze als Mitgift mit sich führe, und fügte hinzu, daß er mich des Schatzes wegen, den ich erworben, beneide. „Deshalb, meine Herren", rief er aus, „ein Hoch auf Fräulein Constanzens Glück!" — Er leerte sein Glas bis auf die Neige und die übrige Gesellschaft folgte seinem Beispiel.

„Jetzt ist die Reihe an mir, einen Toast vorzuschlagen", fiel Frederik ein. „Da wir ein Hoch auf Fräulein Constanze ausgebracht haben, so dürfte ein Hoch auf Oskar und auf baldige Hochzeit am rechten Platze sein; sonst wäre Gefahr vorhanden, daß die Rosen auf den Wangen der Braut gegen die in ihrem Brautbouquet zu matt erscheinen würden. Deshalb ein Hoch auf eine baldige Hochzeit! Bei den Frauen herrscht ja nicht das Verhältniß wie beim Wein, daß sie mit den Jahren besser werden."

„Mit meiner Hochzeit eilt es nicht", brach ich aus. „Nicht alle Verlobungen enden mit Verheirathungen", fügte ich hinzu, ohne zu bedenken, was ich sprach.

„Bravo! Er bereut seine Thorheit", fuhr Frederi auf. „Nun, dann bringe ich ein Hoch der Hochzeit, die nicht stattfindet!"

Ich befand mich in voller Verwirrung, während diese Worte gesprochen wurden; mir kam es vor, als hätte ich die Portière vor meinem Schlafzimmer sich

bewegen und etwas sich öffnen gesehen und in dieser Oeffnung ein schönes, bleiches Gesicht gewahrt.

Der Geist des Weins in meinem Gehirn begann mit einem Schlage zu verdunsten; ich schritt gegen die Thür, riß die Portière auseinander und sah mich im Zimmer um. Niemand befand sich dort. Ich ging zu der Thür, welche zu den Gemächern meiner Eltern führte, sie war verschlossen.

Es war also eine Täuschung gewesen, hervorgerufen durch meine Einbildung und mein Gewissen; das letztere klagte mich wegen meines unwürdigen Betragens an. Ich fühlte eine tiefe Verachtung vor meiner Handlungsweise und kehrte zu meinen Gästen zurück, fest entschlossen, vor ihnen Constanzen die Satisfaction zu geben, die ich ihr und meiner Liebe schuldig zu sein glaubte. Ich bat sie deshalb, ihre Gläser zu ergreifen, und nachdem ich Fridstädt für dessen Toast, welchen er ausgebracht, gedankt hatte, wandte ich mich an Klingberg, indem ich sagte:

„Dir, der Du so sehr über das Alter meiner Braut gescherzt hast, habe ich auch einige Worte zu sagen, bevor ich den Toast ausbringe, welchen ich jetzt vorzutragen beabsichtige. Ich wünsche Dich darüber aufzuklären, daß meine Nachsicht mit Deinen Scherzen aus der Duldung entsprang, welche man unkundigen Kin-

dern und übermüthigen Gästen schuldig zu sein glaubt; ich wünsche Dich davon zu benachrichtigen, daß, wenn Du Lust verspüren solltest, mit diesen ewigen Scherzen fortzufahren, Du nur mein Mitleid erwecken, aber niemals mein Selbstgefühl verwunden wirst. Du hast nur gezeigt, daß Du nicht zu begreifen im Stande bist, wie es Weiber gibt, die nicht der Jugend bedürfen, um geliebt zu werden. Ich schlage deshalb einen Toast vor auf die weibliche Liebenswürdigkeit, welche von äußerer Vergänglichkeit unabhängig ist!" Man leerte die Gläser, aber unter Schweigen; meine zurechtweisenden Worte hatten die Freude verjagt, und nach einigen weitern Gläsern entfernten sich meine Gäste.

Ich beeilte mich, von meiner Mutter zu erfahren, ob Constanze bei ihr gewesen sei. Dieselbe antwortete, daß sie nicht begriffe, wie ich zu einer solchen Frage käme, da Constanze sie niemals zu besuchen pflege, ohne eingeladen zu sein.

Meine nächsten Schritte waren, Constanze aufzusuchen; dort war Niemand zu Hause, und das Mädchen erklärte, daß ihre Frau und das Fräulein am Vormittag auf das Land gereist seien und vor spät abends nicht zurückkommen würden.

Ich schloß mich in mein Zimmer ein; ich hatte eine unerklärliche Unruhe, das bleiche Gesicht zwischen

der Portière schwebte unaufhörlich vor meinen Augen, und es wurde mir schwer genug, mich zu überzeugen, daß dies eine Täuschung gewesen sei. Ich hatte ganz deutlich ihr dunkles Auge sich auf mich mit einem Ausdruck von Liebe und Kummer heften sehen — ein Anblick, den ich nie zu vergessen vermochte.

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich eine schlaflose Nacht; ich schlummerte erst gegen Morgen ein und schlief nur einige Stunden. Als ich erwachte, lag ein großes Packet auf meinem Nachttisch, ich riß es an mich. Die Adresse war an mich und von Constanzens Hand geschrieben. Ich brach die Siegel und hielt Constanzens Verlobungsring in meiner Hand, indeß ich folgende Zeilen durchlief:

„Nicht alle Verlobungen schließen mit Verheirathungen, die unserige wird es wenigstens nicht thun. Du bist jetzt frei, werde glücklich! Dies wünscht — Constanze.“

Mich in die Kleider werfen und durch die Stadt zur Tante eilen, war das Werk nur weniger Minuten. Ich drang zu meiner Tante ein, obgleich die Dienerin mich daran verhindern wollte; aber nachdem ich einige Worte mit Constanzens Mutter gewechselt hatte, entfernte ich mich, vernichtet durch den Schlag, den ich selbst hervorgerufen hatte.

Constanze hatte die Stadt verlassen, um allen Unannehmlichkeiten der aufgehobenen Verlobung wegen zu entgehen.

Die Tante hatte mir bestimmt erklärt, daß Constanze die Bande, die sie gelöst, niemals wieder anknüpfen werde, und ich, der Constanzens Charakter kannte, sah nur zu wohl ein, daß die Tante die Wahrheit gesprochen hatte.

Fünf Jahre waren verflossen seit dem Tage, wo meine Verlobung mit Constanzen aufgehoben worden war, ohne daß ich während dieser Zeit ein einziges Mal den Curs in die Heimat lenkte.

Als ich kurz nach jenem Vorfall meine Vaterstadt verließ, war es als Befehlshaber meines eigenen Schiffes; mein Vater hatte mir die Brigg Karoline geschenkt als Ersatz für die Braut, die ich verloren und die nie nach seinem Geschmack gewesen war.

Im fünften Frühlinge, nachdem ich die Küste des Vaterlandes verlassen hatte, ankerte mein Schiff auf Stockholms Rhede. Die Last, die dasselbe führte, war dorthin beordert, und nachdem ich dieselbe gelöscht, hatte ich die Absicht, das Schiff einer gründlichen Reparatur unterwerfen zu lassen. Ich wollte meine Eltern besuchen, um eine Zeit lang bei ihnen zu verbringen und

dann in Stockholm zu überwintern, im Fall die Jahre Constanzens Gemüth, wie ich noch immer hoffte, nicht besänftigt haben sollten.

Die Löschungsarbeit wurde mit großem Eifer betrieben; ich brannte vor Ungeduld, heimzukehren und sie wiederzusehen, die ich so tief verletzt hatte. Ich war selbst vom Morgen bis zum Abend am Quai und überwachte die Arbeit. Während dieser Beschäftigung wurde eines Tages mein Ohr von einer Stimme berührt, die mir aus den Tagen der Kindheit bekannt und seitdem meinem Herzen so theuer gewesen war. Ich drehte mich schnell um — ein Herr in Uniform stand an der Treppe, die zu den Booten führte, und hatte eine Dame am Arm. Ich hörte sie sagen: „Laß uns an jene Treppe gehen und mit dem andern Boote fahren."

Mein Herz klopfte heftig, mit einem Gefühl von Angst erwartete ich, daß sie sich gegen mich wenden sollten. Es dauerte nur einige Sekunden, bevor dies geschah, aber diese Sekunden waren sehr lange für mich.

„Constanze!" rief ich aus, als sie ihr Gesicht gegen mich kehrte.

„Oskar Ackerberg!" rief der Herr in Uniform aus, der Niemand anders als Johan Fridstädt war.

Constanze war erbleicht, als sie mich gewahrte, doch reichte sie mir die Hand, indem sie sagte:

„Wie angenehm, bester Oskar, Dich einmal wieder zu treffen.“

„Ja, das war ein glücklicher Zufall, der unsere Wege zusammenführte“, fiel Johan ein; „es ist heute ein Jahr, daß Constanze und ich unsere Hochzeit feierten, und an einem solchen Tage sind einem angenehme Begegnungen stets erwünscht.“

„Also verheirathet?“ murmelte ich.

„Das Glück, der Mann meiner Constanze zu sein, ist in mein Loos gefallen“, fuhr Johann fort und sah mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Eifersucht auf seine Frau.

Constanze lächelte, eine feine Röthe bedeckte ihre Wangen.

Ich hatte ihre Hand ergriffen, die ich innig drückte, ohne ein Wort zu sprechen; niemals hatte ich tiefer gefühlt, wie theuer sie mir war.

Johan lud mich ein, ihnen nach dem Thierpark zu folgen und in ihrer Gesellschaft dort das Mittagsmahl einzunehmen.

„Heute Nachmittag habe ich Dienst und werde vor spät abends nicht frei sein“, äußerte er, „deshalb beabsichtigen wir, den Hochzeitstag mit einem Diner im Thierpark zu feiern.“

Meine Antwort war, daß ich ihre Einladung

nicht annehmen könne, weil meine Zeit es nicht gestatte.

Johan und Constanze forderten mich nunmehr auf, sie zu besuchen, und verabschiedeten sich von mir.

Sie war also für immer für mich verloren, und aus meiner Absicht, den Winter über im Vaterlande zu verbleiben, wurde ebenfalls nichts, denn fort mußte ich und das, ohne zu lange zu zögern. Ich arbeitete nach dieser Begegnung wie ein Sklave und war bald so glücklich, mit einem frischen Winde aus Stockholms Scheeren hinauszusegeln.

Von Küste zu Küste segelte ich, ohne in sechs Jahren den Steven gen Nord zu kehren.

Viel hatte ich erlebt und viel gearbeitet; allein schließlich ergriff mich dennoch die Sehnsucht nach der Heimat. Ich wollte noch einmal meine alten Eltern wiedersehen, noch einmal unter dem Dach weilen, wo meine Wiege einst gestanden, und ich übernahm deshalb eine Fracht nach Schweden. Ich hatte in meinem Briefe an die Eltern nicht davon gesprochen, daß ich die Absicht hegte, heimzukehren; ich hatte sie glauben lassen, daß ich von England nach Indien mich begeben werde.

Beim Sonnenaufgang eines schönen Augustmor-

gens ankerte ich bei der wohlbekannten Landzunge vor dem Hafen und ließ bald darauf ein Boot aussetzen und mich ans Land rudern. Alles war schweigend und still in meiner Vaterstadt, man war zur Arbeit des angebrochenen Tages noch nicht erwacht. Die Läden waren noch verschlossen, und ich wanderte unbemerkt durch die Straßen bis zum großen Markt, wo das Haus meiner Eltern gelegen war.

Ich stand ganz überrascht bei dem Anblick der Veränderung, welche dieses erfahren hatte. Man hatte auf die zweite Etage eine dritte gebaut und das Haus zu einem wahren Palast verändert und es nach dem modernen Geschmack decorirt. Nachdem ich dem Umbau meinen Beifall gezollt, schritt ich weiter.

Ein unwiderstehliches Gefühl trieb mich, den Weg nach der andern Seite der Stadt fortzusetzen, wo das kleine Eigenthum der Tante gelegen war. Ich wollte es wiedersehen, vielleicht war auch dies verändert worden. Constanze war die Gattin eines reichen Mannes und hatte vielleicht ihr einfaches Kinderheim in eine stattliche Villa, die der Mutter der reichen Frau anstand, verwandeln lassen.

Je mehr ich mich der lieben Wohnung näherte, desto lebhafter traten alle die frohen und glücklichen

Stunden, welche ich dort verlebt hatte, in meiner Erinnerung hervor.

Als ich noch ein Kind war, hatte es mir stets Freude gewährt, dorthin zu eilen, wenn ich aus der Schule kam; als Jüngling träumte ich dort von Glück und Liebe an Constanzens Seite und als Mann verlebte ich dort die schönsten Stunden meines Lebens.

Ein kühner Sprung, und ich befand mich in dem lieben Garten, wo jede Blume, jeder Busch und jeder Baum mir ein herzliches Willkommen zuzuflüstern schien. Langsam wanderte ich die Allee hinauf zum Wohnhause, und als ich an den freien Platz vor demselben gekommen war, blieb ich aufs neue stehen. Das kleine roth angestrichene Haus mit seinen weißen Fensterbogen war verschwunden; es stand jetzt dort ein zierliches Schweizerhäuschen mit einer großen Veranda, bekleidet mit Schlingpflanzen und erfüllt mit Blumen. Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte meine Seele, als ich diese einladende Wohnung mit ihrem fremden Aussehen betrachtete, welche dennoch Erinnerungen aus der Vergangenheit hervorzurufen vermochte.

Ich stieg die wenigen Stufen zur Veranda empor und trat durch die unverschlossene Thür in einen Saal ein; hier blieb ich stehen, denn es schien mir, als wäre ich gestern in diesem Zimmer gewesen, und nicht, als

ob elf Jahre verflossen, seit ich über diese Schwelle getreten war. Alles, was sich seit dieser Zeit zugetragen hatte, schien mir wie ein Traum. Der große runde Tisch mit seinem gewebten Teppich stand mitten im Zimmer, und die gelb bezogenen Stühle nahmen dieselbe Stelle ein wie früher. Die antike Uhr ticktackte ebenso regelmäßig aus derselben Ecke wie ehedem. Der schöne Flügel war aufgeschlagen wie damals, wo Constanze zu spielen pflegte, und auf dem kleinen Nähtisch an dem einen Fenster stand ihr Nähkorb.

In dem Nähkorb lag eine Stickerei; ich hob dieselbe empor und wurde nicht wenig überrascht, da ich dieselben Schuhe wiederzuerkennen vermeinte, an welchen Constanze vor dem Bruch zwischen uns gearbeitet hatte.

Ich führte die Stickerei an meine Lippen, und in demselben Augenblick öffnete sich eine Thür; ich wandte den Blick dorthin, dort stand Constanze.

Ja, Constanze, ganz so wie vor elf Jahren. Nicht eine Linie in diesen Zügen hatte sich verändert, sie waren gleich regelmäßig, gleich mild und seelenvoll. Ich erhob mich und murmelte: „Träume ich, ist das wirklich Constanze?"

„Du träumst durchaus nicht, mein lieber, theurer Oskar", antwortete sie. „Es ist Constanze, welche jetzt

von ganzem Herzen Dich im Vaterheim bei den Eltern und Verwandten, die Dich so lange entbehrten, willkommen heißt."

Sie hatte mir ihre Hand entgegengestreckt; tief gerührt führte ich dieselbe an meine Lippen und stotterte: „Was hatte ich hier zu thun, da Du für mich verloren bist?"

Constanze lächelte, und ohne mir eine Antwort zu geben, fragte sie: „Wann bist Du gekommen?"

„Vor einer Stunde; ich habe meine Eltern noch nicht gesehen."

Constanze warf mir dies auf ihre gewöhnliche liebenswürdige Weise vor und erklärte, daß sie nicht weiter mit mir sprechen werde, sondern daß ich mich sofort zu ihnen begeben müsse.

„Sie haben sich so lange nach diesem Wiedersehen gesehnt, daß ich es für eine Grausamkeit halten würde, sie dieser Freude auch nur auf eine Minute zu berauben", sagte sie; „gehe jetzt, mein Freund, dann bist Du mir stets willkommen, wenn Du Deine Pflicht gegen die Eltern erfüllt hast."

Ich ging, weil sie es forderte, aber als ich mich entfernte, fühlte ich nur allzusehr, daß von allen Theuern auf der Welt sie mir doch die Theuerste war.

In meinem Elternhause war große Freude ob

meines Eintreffens; Freudenthränen rollten über die Wangen meiner Mutter, und ich fühlte einen innern Vorwurf darüber, sie so lange vergessen zu haben.

Beim Frühstück äußerte mein Vater ganz heiter: „Nun, mein lieber Oskar, jetzt gibst Du doch wohl das Meer auf, da Constanze Wittwe geworden ist.“

„Ist sie Wittwe, ist sie frei?“ rief ich aus und sprang vom Tisch empor.

„Hat Dich die Mutter nicht davon benachrichtigt? Es ist über ein Jahr, seit Johan starb“, erwiderte mein Vater.

Meine gute Mutter erröthete und sah verlegen aus.

„Beste Karoline, das ist unverzeihlich!“ brach mein Vater aus und erhob sich heftig. „Du hast bereits Vieles Oskar abzubitten und am besten ist es, daß Du ihm sofort mittheilst, wie Du Dich gegen ihn vergangen hast.“

Als mein Vater sich entfernt hatte, legte meine Mutter ihren Arm um meinen Hals, und mit dem Kopf an meiner Schulter ruhend, erzählte sie mir, daß es ihr unmöglich gewesen sei, sich mit dem Gedanken zu versöhnen, Constanze solle die Meinige werden. Sie hatte Fridstädt ihren Widerwillen gegen die Partie mitgetheilt und den Wunsch geäußert, daß die Ver-

lobung zurückgehen möchte. Er hatte sich bereit erklärt, ihr hierzu behülflich zu sein, besonders da er Constanze liebte.

Johan war es, der Frederik anempfahl, über Constanzens Alter mit meinen übrigen Freunden zu scherzen. Meine Mutter selbst sprach mit ihrer Schwester, wie verändert ich gegen Constanze sei, und es gelang ihr auf diese Weise, der Tante Unruhe für der Tochter Zukunft und Constanzen Zweifel an meiner Liebe zu erwecken.

An dem Abend, als ich meinen Freunden das Diner gab, führte meine Mutter Constanze in mein Schlafzimmer, damit sie selber hören möge, wie man über meine alte Braut scherze. Es war also doch ihr Antlitz gewesen, das ich hinter der Portière gesehen hatte.

Die Tante hatte später, namentlich auf Veranlassung meiner Mutter, Constanze vermocht, sich mit Johan zu vermählen und unter andern Vorgeben erwähnt, daß ich es für meine Pflicht ansehen würde, unverheirathet zu bleiben, solange Constanze keine Wahl getroffen hätte. Auf diese Weise wurde sie Johan's Gattin.

Fridstädt war ein guter Ehemann gewesen. Nach einer fünfjährigen Ehe zog er sich während eines Bi=

vouacs eine starke Erkältung zu, die schließlich seinen Tod herbeiführte.

Vor seinem Tode hatte er Constanzen das Complot gegen unsere Vereinigung, an dem er Theil genommen hatte, mitgetheilt.

Nach dieser Erklärung war unser altes Verhältniß bald wiederhergestellt und drei Monate nach meiner Heimkehr feierten Constanze und ich unsere Hochzeit.

Jetzt sind wir zehn Jahre verheirathet und so glücklich, wie nur Eheleute es zu wünschen vermögen. Es hat mich nicht ein einziges Mal gereut, mich mit einer Frau verheirathet zu haben, die fünf Jahre älter war als ich.

Das erste Gemälde.

Mit rastlosen Schritten wanderte ein Jüngling die Königinstraße in Stockholm hinauf; er blickte ganz gleichgültig auf die Schaufenster der vielen Kaufläden, sichtbar mit andern Gedanken beschäftigt als der Untersuchung dessen, was die Kaufleute dort ausgelegt hatten.

Als er den Königsberg erreicht hatte, blieb er vor dem Laden eines Händlers, der mit alten Sachen handelte, stehen.

Aus dem Ausdruck in seinem Gesichte schien hervorzugehen, daß es nicht die alten Kleider und die staubigen Hausgeräthschaften waren, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, sondern daß sich unter diesen Artikeln ein Gegenstand edlerer Natur befinden mußte. Es hing in der That neben einem Paar ziemlich abgetragener Beinkleider und von einem ausgewaschenen Kattunkleide fast verdeckt ein Oelge-

mälde. Dies war es, was den Jüngling veranlaßt hatte, stehen zu bleiben.

Er ging näher, schob das Kleid zurück und betrachtete das Gemälde. Es war ein Oelbild, umschlossen von einem hübschen Rahmen. Und als der Jüngling dasselbe eine Weile betrachtet hatte, wandte er sich an die Frau des Händlers und fragte:

„Weshalb hängt dieses Bild hier?"

„Um verkauft zu werden, werden Sie begreifen, mein Herr", antwortete die Händlersfrau schroff.

Der Jüngling ließ das Kleid los, unter dessen Falten sich das Bild wieder verbarg, legte schnell die Hand über die Augen und blieb so eine Weile stehen. Darauf zog er den Hut, strich mit der Hand durch das Haar und wandte sich wieder zu der Händlerin, indem er fragte:

„Würden Sie ein Bild zum Verkauf annehmen?" Der Ton seiner Stimme war ziemlich demüthig.

„O ja, warum nicht", antwortete die Frau, hatte aber keine Zeit, Weiteres hinzuzufügen, denn es kamen Liebhaber zu einer Wassertonne und diesen mußte sie ihre Aufmerksamkeit schenken.

Der Jüngling entfernte sich; sein Gesicht hatte jetzt einen weit weniger niedergeschlagenen Ausdruck.

Seine Schritte waren leicht und es schien, als ob eine neue Hoffnung in seinem Innern erwacht sei.

Zwei Tage später, früh am Morgen, während unsere Händlersfrau damit beschäftigt war, ihre mehr oder weniger traurigen Waaren auszuhängen und sie so zu placiren, daß deren Alter und Gebrauch nicht in die Augen fallen sollte, wurde sie in ihrer Arbeit von dem Jüngling gestört.

„Hier ist das Bild, das ich zu verkaufen wünsche", sagte er und schaute mit zufriedener Miene auf die Händlerin. Sie nahm das Gemälde, betrachtete dasselbe mit Kennermiene und fragte:

„Ist das ein Portrait?" Dabei deutete sie auf die in einen Frauenmantel gehüllte weibliche Figur, welche einen Globus in ihrer Hand hielt.

„Nein", antwortete der Jüngling und ein Schatten von Unruhe flog über sein Gesicht

„Das ist doch nicht einerlei", erklärte die würdige Frau. „Was ist der Preis?"

„Fünfzig Reichsthaler."

„Sind Sie von Sinnen? Fünfzig Reichsthaler für ein Bild ohne Rahmen? Wer, glauben Sie, wird sein Geld fortwerfen für nichts?"

„Also das Bild muß einen Rahmen haben?" fragte der Jüngling und senkte dabei traurig den Blick.

„Gewiß muß es das, sonst hat wohl solches Ding keinen Werth.“

„Verkaufen Sie es denn für das, was Sie dafür erlangen können“, antwortete der Jüngling und entfernte sich.

Die klaren blauen Augen füllten sich mit Thränen und sein ganzes Gesicht drückte schmerzliche Empfindung aus, aber als er sich ein Stück von dem Laden entfernt hatte, hatte er bereits seine Gemüthsbewegung besiegt.

Er blieb stehen, kehrte um und stand im nächsten Augenblick wieder vor der Händlersfrau.

„Wollen Sie das Bild wiederhaben?“ fragte sie zornig.

„Warum nicht gar! Ich wünschte nur zu wissen, ob Sie das Bild verkauft haben, welches hier vor ein paar Tagen hing.“

„Ja, es ist verkauft.“

„Wieviel haben Sie für dasselbe bekommen?“

„Fünfzehn Reichsthaler und da war der Rahmen wenigstens zehn werth.“

Zum zweiten Male entfernte er sich und diesmal mit noch schnellern Schritten.

In der Friedensstraße befand sich damals ein Fruchtladen; in diesen trat er ein und kaufte sich einen

großen Apfel, den er in die Tasche steckte, nahm darauf den Weg nach dem Thiergarten zu, wo er in einem Bäckerladen ein Brod erstand, und ging dann mit schnellen Schritten über die Thiergartenfläche nach dem sogenannten Hasselbacken. Hier ließ er sich nieder und verzehrte das Brod und den Apfel, nahm dann aus seinem Portefeuille Papier und Bleistift und begann darauf, die sich hier bietende Aussicht zu zeichnen. Während er sich hier seiner Kunst hingab, entfloh jede Spur von Traurigkeit, welche, seit er den Kaufladen verlassen hatte, auf seinem Antlitz geruht hatte, und jetzt drückten seine Züge ein lebhaftes und warmes Interesse aus. Draußen in der Natur, umgeben von grünen Bergen, blühenden Bäumen und singenden Vögeln, mit dem schönen Wasser und den hohen Ufern vor den Augen, vergaß er, daß der Lebensweg der Menschen oft dornenbestreut und der des Künstlers es mehr als der jedes Andern ist. Er genoß den Augenblick, träumte sich zurück zu dem frohen Moment, als er außer sich vor Freude in der Hauptstadt landete und das Himmelreich erreicht zu haben wähnte. Er hatte ja eine bezaubernde Welt vor seinen Blicken und ahnte nicht, wie viele bittere Stunden er dort zu kämpfen haben würde. Jetzt hatte er zwar Widerwärtigkeiten erlebt, aber in dieser Stunde waren sie

vergessen, denn hier hatte er einen Rahmen von Berg und Wald und ein Bild von bläulichem Wasser und laubbestandenen Ufern mit dem Gewölbe des hohen blauen Himmels darüber. Das Gold, welches die Sonne auf der Fläche des Wassers ausstreute, ließ ihn das Gold vergessen, das die Welt so hoch schätzt und an dem er so arm war. Er durchlebte einen von jenen glücklichen Augenblicken, wo der Schwärmer sich ganz seiner Phantasie überläßt und nichts Störendes in seine Träume eingreift. Wir wollen ihn in einem solchen Augenblick nicht stören, wir entfernen uns und wollen nur beiläufig bemerken, daß er im Jahre 1812 in Malmö geboren wurde und der Sohn eines Feldwebels war. Er hatte bereits früh ungewöhnliche Anlagen zum Zeichnen zu erkennen gegeben und war in einem Alter von neunzehn Jahren nach der Hauptstadt gekommen, um seine natürlichen Anlagen auszubilden — arm, ohne Bekanntschaften und ohne Beschützer, nur mit einer kleinen Summe Geld ausgerüstet, das einige Gönner in Malmö ihm verschafft hatten.

Die Dame mit dem Frauenmantel auf dem von uns besprochenen Bilde, welche Urania darstellen sollte,

hing höchst anspruchslos vor der Thür des alten Kleiderhändlers neben ein paar Stiefeln. Da das Bild keinen vergoldeten Rahmen besaß, welcher die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden fesseln konnte, hatte die Handelsfrau ein großes Stück Papier daran geheftet, worauf zu lesen stand: „Zu verkaufen", und dann hatte sie dasselbe neben die Stiefel gehängt, damit die Kleider es nicht verbergen sollten. Auf diese Weise hatte sie Alles gethan, was eine tüchtige Geschäftsfrau zu thun vermochte. Dort hatte Urania bereits seit mehreren Tagen neben den Stiefeln gehangen, ohne daß ein Käufer sich gezeigt hätte, als eines Tages zur Freude der Vermittlerin eine Dame vor dem Bilde stehen blieb und dasselbe mit gespanntem Interesse betrachtete.

„Wie viel begehren Sie für das Bild da?" fragte die Dame.

Das Gesicht der Händlerin nahm einen freundlichen Ausdruck an, als sie in einem zuvorkommenden Tone antwortete:

„Fünf Reichsthaler."

„Haben Sie die Güte, das Bild herabzunehmen, damit ich es näher besehen kann."

Die Dame besah das Gemälde mit theilnehmender Miene.

„Ich werde es kaufen“, sagte sie, „aber ich wünschte den Namen des Künstlers zu wissen. Kennen Sie denselben?“

„Nein; es war ein sehr junger Mann, welcher das Bild brachte, und er überließ es mir, den Preis zu bestimmen.“

„Hatte er denn nicht selbst einen Preis bestimmt?“ Und dabei sah die Dame der Handelsfrau forschend ins Gesicht.

„Ja, freilich hatte er das, aber so enorm, daß ich ihm ins Gesicht sagen mußte, er sei wohl von Sinnen. Er wollte fünfzig Reichsthaler haben. Kann man sich etwas Lächerlicheres denken? Als er seine Dummheit einsah, überließ er mir das Geschäft; ich ließ die Fünf von der Summe zurück und die Null fort, denn ich verstehe mich darauf, was solch ein Ding werth ist.“

„So!“ sagte die Dame und schaute gedankenvoll auf das Bild. „Wenn der Verkäufer das Geld zu holen kommt, wünsche ich, daß Sie mir seinen Namen und seine Adresse verschaffen. Ich werde nach dem Bilde schicken und später wiederkommen, um zu erfahren, was ich wünsche.“

Die Dame entfernte sich.

Die Stiefeln hingen allein vor der Thür, ohne von Urania mit dem Globus illustrirt zu werden.

„Also Sie bekamen wirklich fünf Reichsthaler für das Bild?“ sagte der junge Mann, als er einige Tage später von der Handelsfrau den Kaufschilling für das Bild nach Abzug der Provision erhob.

„Das war wohl Alles, was es werth war, sollte ich meinen“, fiel die Vermittlerin ein, „und sind Sie nicht zufrieden damit, junger Mann, so kann der Kauf zurückgehen, da der jetzige Besitzer des Bildes zu wissen wünscht, wer dasselbe gemalt hat.“

„Ich habe es gemalt“, antwortete der Jüngling, „mein Name ist Per Gabriel Wickenberg.“

„Und wo wohnen Sie? Das will sie auch wissen.“

„Sie? Es ist also eine Dame, die sich für den Maler interessirt?“ sagte der Jüngling lächelnd, riß ein Blatt aus seinem Notizbuch heraus, schrieb seinen Namen und seine Adresse darauf und übergab dasselbe der Handelsfrau.

Es lag etwas Schmeichelhaftes für ihn darin, daß eine Dame durch seine Malerei so interessirt worden war, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschte, und dies versöhnte ihn einigermaßen mit dem erzielten schlechten Preise. Per setzte als gegeben voraus, daß sie jung und schön sein müsse, den Gegensatz vermochte er nicht zu denken.

Wieder verfloß einige Zeit, voll von Kummer

und Mangel. Wickenberg theilte das gewöhnliche Schicksal armer Künstler, bevor es ihnen gelingt, sich einen Namen zu machen. Unter Hunger und Entsagungen aller Art sah er sich genöthigt, sich auf der harten Stiege der Entbehrung durchzukämpfen. Das wenige Geld, das er als Kaufschilling für sein Bild erhalten hatte, war bald verzehrt, die Kasse war wieder leer, die Noth stand wieder neben dem genialen Jüngling und schien seiner eifrigen Anstrengungen, trotz aller Widerwärtigkeiten vorwärts zu kommen, zu spotten.

Jetzt saß er in seiner dürftigen Kammer, die Arme gegen den Tisch gestützt, den Kopf auf die Hände gelehnt, und blickte starr auf die Bleistifte und das Papier, die vor ihm lagen. Es war dies einer jener düstern Augenblicke, wo der Kummer sich über die Seele lagert und ihr jede Kraft erlahmt. Wohin er auch blickte, gewahrte er nur, wie der Untergang und die Verzweiflung die Arme nach ihm ausstreckten. Als Wickenberg lange in seiner Hoffnungslosigkeit dagesessen hatte, nahm er schließlich die Hände von dem Gesicht, ließ dieselben zusammengefaltet auf den Tisch sinken und bald senkte sich das Haupt gegen dieselben. Betete der arme Jüngling? Oder war es die Schwere der Bürde, welche das Geschick ihm auferlegt hatte, die ihn erdrückte?

Wir sind geneigt, das Erstere anzunehmen, weil er nur einige Minuten in dieser Stellung verblieb; darauf erhob er sich schnell, strich mit der Hand das reiche lockige braune Haar aus der Stirn und sprach mit energischer Stimme das Wort: „Muth.“

Ein Klopfen ließ sich an der Thür vernehmen. „Herein!“ rief Wickenberg.

Der Griff des Schlosses wurde umgedreht, die Thür öffnete sich und ein altes Weib, mit einem schwarzen Tuche über dem Kopf, trat ein. Das schneeweiße Haar der Alten lag getheilt über der Stirn und ihre klaren Augen hefteten sich auf den Jüngling mit einem milden Ausdruck.

„Sind Sie Herr Wickenberg?“

„Zu dienen.“

„Ich habe Ihnen dies zu überliefern.“ Damit überreichte sie ihm einen Brief.

Der Jüngling betrachtete die Alte, ihr Aussehen frappirte ihn, er hatte niemals ein so schönes Matronengesicht gesehen. Der milde, sanfte Ausdruck, die regelmäßigen Züge, das schneeweiße Haar fesselten seinen Blick. Aus den Zügen der Alten sprach eine innere geistige Schönheit, welche weder Zeit noch Leiden zu verwischen vermögen und welche dem Aussehen des Menschen eine gewisse Verklärung verleiht.

Er nahm den Brief und bat sie, Platz zu nehmen. Der Inhalt desselben war folgender:

„Der Käufer Ihres Bildes Urania hat erfahren, daß Ihr Preis fünfzig Reichsthaler war, und daß die Verkäuferin denselben änderte. Man übersendet Ihnen daher anbei den Rest des Kaufgeldes.

Sollten Sie geneigt sein, ein Oelgemälde zu copiren, so geben Sie dem Boten die Antwort mit; im bejahenden Falle wird Ihnen das Original zugesendet werden."

Kein Name befand sich unter dem Brief. Die Schrift verrieth eine geübte Damenhand.

Wickenberg betrachtete das Billet eine Zeit lang, erhob dann die Augen und richtete dieselben auf die Alte. Diese saß mit gebeugtem Haupte auf dem ihr angewiesenen Platz und blickte ihn an.

„Wer hat mir dies geschickt?" fragte er.

„Im Fall der Brief das nicht mittheilt, bin ich auch nicht berechtigt, es Ihnen zu sagen", antwortete die Alte mit einem Lächeln.

Wickenberg war, wie es von seiner Künstlernatur zu erwarten war, im höchsten Grade zartfühlend und empfindlich, er erlaubte sich niemals etwas, wodurch er Andere verwunden konnte, und da er jetzt einsah, daß es Mangel an Takt wäre, wenn er weitere Fra-

gen stellte, stand er augenblicklich davon ab. Als Antwort auf das Billet schrieb er folgende Zeilen:

„Ob mein Bild den Preis, den ich dafür forderte, werth ist, lasse ich dahingestellt sein; daß ich dasselbe so hoch schätzte, ist freilich wahr, es ereignet sich ja oft, daß Anfänger den Werth ihrer eigenen Arbeit überschätzen; aber da der Käufer nicht glaubt, das Bild zu theuer zu bezahlen, nehme ich mit Dankbarkeit die Summe an, die mir derselbe zugeschickt hat.

Vermag ich das Bild, von dem hier die Rede ist, zu copiren, so werde ich es mit Vergnügen thun und ersuche um baldige Zusendung. P. G. Wickenberg."

Er faltete den Brief zusammen und verschloß denselben mit einer Oblate, worauf die Briefträgerin sich zum Fortgehen erhob.

„Bleiben Sie einen Augenblick!" bat Wickenberg. „Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?"

„Wenn ich es kann, thue ich es gern", antwortete die Alte.

„Bleiben Sie dann eine Weile sitzen und lassen Sie mich Sie zeichnen."

„Mich, eine alte Frau?" rief die Briefträgerin aus, indem sie lächelte und sich dennoch niederließ.

Wickenberg nahm Stift und Papier. In Zeit

von einer Viertelstunde hatte er den Kopf der alten Frau aufs Papier gebracht.

„Eine schöne Matrone“, sagte er und reichte ihr lächelnd die Zeichnung.

Die Briefträgerin betrachtete ihr Bild mit einem traurigen Lächeln.

„Eine sehr alte Matrone“, flüsterte sie, ging zur Thür und entfernte sich.

Der junge Maler war indessen ebenso froh als dankbar für die Hülfe, welche ihm so unerwartet von der Vorsehung zugeschickt worden war. Er durchlas noch einmal den Brief, betrachtete die schöne Handschrift und ließ dann die Phantasie die Briefschreiberin malen, wie er sie sich dachte: jung und schön, begabt mit warmem Interesse für die Malerkunst und einem edlen Herzen.

Am Tage darauf kehrte die Alte wieder und brachte ein Oelgemälde mit.

Dasselbe sollte copirt werden. Obgleich das Original nicht vollendet war, sollte die Copie dasselbe in vollendeter Gestalt wiedergeben. Das Bild stellte ein Weib dar, das auf einem Stein am Meeresstrande saß, mit einer Menge Blumen in ihrem Schooß, um aus denselben einen Kranz zu winden; allein die Hände waren zurückgesunken und der Blick wandte sich dem Wasser zu, auf dem am Rande des Horizon-

tes ein Segel sichtbar wurde. Die weibliche Figur war vollendet und zeigte, daß derjenige, der dies schöne Gesicht, das den Ausdruck großer Sehnsucht verrieth, gemalt, kein gewöhnlicher Dilettant war; dahingegen war Manches an der Wiedergabe der Naturscenerie zu tadeln. An dem Bilde war ein Zettel befestigt, worauf stand:

„Der Künstler kann seine Arbeit nicht vollenden, und man wünscht deshalb, daß die Copie so verfertigt werden soll, wie das Bild hätte sein sollen, wenn es vollendet worden wäre.“

„Eine schwere Aufgabe, die zu lösen ich dennoch versuchen werde“, sagte Wickenberg und griff mit frischem Muth das Werk an.

Während Wickenberg arbeitete, erstand oft in ihm der Wunsch, die Person kennen zu lernen, welche ihm diese Arbeit anvertraut hatte. Die Handschrift verrieth eine Frau, allein das Bild einen Mann.

Wie er jetzt grübelte und malte, hatte seine Phantasie bald einen kleinen Roman fertig.

Die schöne Träumerin am Strande mit dem goldenen Haar und den seelenvollen Zügen war sicherlich die Frau oder die Braut des Mannes, welcher ihr Bild gemalt hatte, und er — ja, er war todt oder dem Tode nahe, weil das Bild nicht vollendet werden konnte.

Als Wickenberg seine Copie vollendet hatte, schien es ihm, als ob das Antlitz des erwartenden Weibes unter seinem Pinsel mehr Leben gewonnen und anziehender geworden sei. Er liebte diese Züge, er glaubte sie niemals vergessen zu können. Wenn er sie anschaute, däuchte es ihm unwillkürlich, als ob sie seiner guten Fee, wie er die Besitzerin seiner Urania zu nennen pflegte, zugehören müßten.

Es verflossen mehrere Tage, nachdem die Copie vollendet war, ohne daß sich Jemand meldete, um dieselbe abzuholen. Wickenberg verbrachte manchen Augenblick damit, sein eigenes Werk zu betrachten und die Minuten beim Anblick zu verträumen, und er sprach zu sich selber:

„Sollten wir uns jemals auf dieser Welt begegnen, dann gehörte mein Herz ihr."

Endlich eines Morgens früh fand sich die alte Dienerin ein. Wickenberg überlieferte ihr das Bild nebst einer Nota des Preises. Sie entfernte sich, um am andern Tage mit einem versiegelten Brief zurückzukehren, der das Geld enthielt und folgende Zeilen:

„Er, der das Original gemalt, fühlt sich glücklich, in der Copie den Gedanken ausgedrückt zu sehen, den er selbst nicht wiederzugeben vermochte: das Leben und die Wahrheit, wie Sie sie erfaßt haben. Haben

Sie Dank dafür, Sie haben einen Unglücklichen glücklich gemacht. Schließlich noch die Frage, ob Sie etwas später geneigt sind, ein Bild nach einem unvollkommenen Entwurf zu malen. Geben Sie dem Boten die Antwort mit."

Die Antwort war eine bejahende.

Dessenungeachtet verfloß eine längere Zeit, bevor die Alte wieder sichtbar wurde. Als sie sich endlich bei dem jungen Maler einfand, führte sie eine Skizze in Blei mit sich, welche dasselbe Weib am offenen Fenster darstellte. Auf einem kleinen Tisch lag ihre Arbeit und sie selbst schien mit einem lächelnden Blick zu einem Vogel zu sprechen, der auf ihrer Hand saß.

Wickenberg betrachtete die Zeichnung mit Interesse, er nährte keinen Zweifel mehr, daß diese Frauenfigur ein Portrait vorstelle und zwar das Portrait eines Wesens, das der Künstler liebte und dessen Züge zu zeichnen ihm ein Vergnügen war. Wickenberg fand ebenfalls ein besonderes Behagen daran, diesen einnehmenden Kopf zu malen, während seine Phantasie einen weiten Spielraum hatte und von der Unbekannten gänzlich erfüllt war.

Es dauerte ziemlich lange Zeit, bevor dieses Bild vollendet war. Wickenberg mußte außerdem angestrengt arbeiten, um sich zu dem auszubilden, wozu die

Natur ihn unleugbar bestimmt — zu einem großen Künstler.

Als das kleine Gemälde fertig war, erhielt Wickenberg das Honorar, das er begehrte; auch diesmal folgten dem Gelde einige Zeilen, welche Zufriedenheit ausdrückten.

Wieder verging eine Zeit und es kam dann eine neue Bestellung eines kleinen Bildes nach einem neuen Entwurf und auf demselben befand sich derselbe schöne, helllockige Kopf. Mit jedem Male, wenn Wickenberg diese Züge malte, wurden sie seelenvoller, lebhafter und kamen dem Ideal weiblicher Schönheit näher.

Die Arbeit für die Unbekannte beschäftigte Wickenberg's Gedanken unablässig und es war ihm, als ob er mit inniger und tiefer Ergebenheit sich an sie gefesselt fühlte, deren Bild er jetzt zum dritten Male malte. Außerdem sah es in der That aus, als ob die unsichtbare Arbeitgeberin stets käme, wenn die Noth bei ihm, dem mit der Armuth kämpfenden Künstler, am größten war.

Gerade in der Zeit hatte Wickenberg einen harten Kampf mit der Noth zu bestehen und es gab Tage, wo es ihm an Brod fehlte. Die Einnahmen für die Arbeiten der Unbekannten waren nicht groß, allein die Bestellung kam immer, wenn das Bedürfniß am

größten, gewöhnlich von einem kleinen Vorschuß begleitet.

Obgleich Wickenberg's Leben während dieser Periode mehr als reich an bittern Stunden war und die Zähren des Kummers oft seine Wangen feuchteten, so entwickelte sich gerade unter diesen schweren Prüfungen sein hoher und starker Künstlergeist; er gab ein leuchtendes Beispiel, daß derjenige, der muthig kämpft, um den Sieg über das Mißgeschick zu gewinnen, triumphirend aus dem Kampfe hervorgeht und stets das Ziel erreicht, wonach zu streben sein Beruf ihn bestimmt hat.

Wickenberg wurde bemerkt, nicht blos von dem damaligen Director der Kunstakademie in Stockholm, Professor Sandberg, sondern auch von dem Oberintendanten Grafen Ankarsvärd und vielen Andern, welche sich lebhaft für ihn interessirten, denn man sah es voraus, daß der junge anspruchslose Mann es zu wirklich Großem bringen werde.

Er arbeitete ohne Rast und Ruhe, das Herz geschwellt von Liebe zur Kunst und Hoffnung auf die Zukunft. Da trat ein Umstand ein, welcher seine Bahn zu unterbrechen und das Heiligthum der Kunst für ihn zu verschließen drohte.

Wickenberg's Augen erkrankten schwer. Dies Un-

glück hatte ihn just betroffen, als seine Unbekannte ihm einen vierten Entwurf zu copiren mit fünfundzwanzig Reichsthalern als Vorschuß und folgenden Zeilen gesandt hatte:

„Werden Sie gesund, dann malen Sie ein Bild für die Besitzerin Urania's; werden Sie es nicht, so treffen wir uns."

Wickenberg's Gemüthsstimmung zu dieser Zeit war so hoffnungslos, daß er eine unaussprechliche Freude empfand, als er zum ersten Male eine Botschaft von ihr empfing, deren Bild er gemalt zu haben glaubte und an deren sanfte Züge er so innig gefesselt war. Alle seine schönen Hoffnungen waren ja von der Vernichtung bedroht, und um die Bürde noch zu erschweren, legte seine mittellose Stellung unüberwindliche Hindernisse zu dem Gebrauch der Mittel, die von nöthen waren, in den Weg.

Eine Badereise nach Teplitz wurde von den Aerzten empfohlen. Einer von Wickenberg's mächtigen Beschützern nahm sich seiner an und setzte sich an die Spitze einer Subscription, um die Mittel zu dieser Badecur zu verschaffen.

Die Subscription hatte bereits begonnen, als die Handelsfrau in der Königsstraße, welche seine Urania verkauft hatte, bei ihm eintrat und ihm einen Brief überreichte.

Der Umschlag enthielt fünfzig Reichsthaler und nachfolgende Zeilen, von der wohlbekannten Hand herrührend:

„Nehmen Sie diesen Beitrag zu Ihrer Reise, pflegen Sie Ihre Gesundheit! Sie sind bestimmt, eine Zierde für unser Vaterland zu werden. Reisen Sie, werden Sie gesund, werden Sie glücklich, werden Sie groß, denn dazu sind Sie berufen. Wir werden uns schwerlich hier im Leben mehr treffen. Senden Sie mitunter während Ihres zukünftigen Glückes ein Gebet zum Himmel für die Besitzerin Ihrer Urania."

Wickenberg reiste, und die Augenkrankheit wurde überwunden. Während seines Aufenthalts in Berlin nach der Badecur zog der schwedische Künstler die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, sein Bild wurde für das Museum in Leipzig angekauft.

Auf der Kunstausstellung in Paris 1838 debütirte Wickenberg mit einem Bilde, das sich vollständig von allen unterschied, welche die Hunderte von Künstlern, die hier nach Auszeichnung strebten, zu bieten hatten.

Beim Anblick der Winterlandschaft, welche Wickenberg der prüfenden Jury vorlegte, waren die Mitglieder von dem eisigen und nebligen Ton überrascht und entzückt und fragten sich verwundert, wo es

eine solche Natur gebe, und gleichwohl erkannte man, daß in dem Gemälde so große Naturwahrheit war, daß man unwillkürlich wünschte das Land kennen zu lernen, wo der Himmel so grau, die Luft so undurchdringlich und das Feld so gefroren.

Einsam, mit klopfendem Herzen und wankenden Schritten, unbekannt mit dem Urtheil der Jury, folgte Wickenberg dem Volksstrom und stieg die Treppe empor, um die Ausstellung zu besuchen. Er wagte kaum die vollbesetzten Wände der Gallerien zu betrachten, er fühlte, daß Leben und Tod darauf beruhte, ob sein Bild hier ausgestellt war oder nicht. Er sammelte schließlich all seinen Muth und blickte empor. Welches Gedränge dort, welches Gemurmel der Bewunderung! Wessen Bild ist es, das alle Menschen um sich versammelt und diese Ausrufe hervorgerufen hat?

Das Bild ist das seine.

Wiederzugeben, was er in diesem Augenblick fühlte, hieße das Unmögliche versuchen. Er selbst war nicht im Stande gewesen, dasjenige zu verdolmetschen, was in seiner Brust stürmte. Als das erste Gefühl des Glücks, der tiefen Dankbarkeit und demüthigen Erkennens der Güte Gottes überwunden war, standen lebhaft vor seiner Erinnerung die bittern, harten, jetzt

überwundenen Kämpfe. Es stand klar der Tag vor ihm, als er durch Mangel gezwungen seine Urania in dem alten Kramladen zum Verkauf ausstellte. Die Hoffnungslosigkeit, die Demüthigung, die er damals und noch manches Mal später erdulden mußte, waren jetzt mit einem Triumph, größer, als er je zu träumen gewagt hatte, belohnt worden. Die Belohnung erschien ihm auch in diesem Augenblick so groß, da er dieselbe so theuer hatte erkaufen müssen. Mit tiefer Rührung erinnerte er sich jetzt im Augenblick des Glücks des einnehmenden Gesichts, das er so manches Mal gemalt und bei dessen Betrachtung er so manchen lichten Traum geträumt, des Bildes seiner schönen Fee. Wie er sie auf der Leinwand gesehen, so stand sie klar und deutlich vor seiner Seele, während die Menge rund um ihn seine Winterlandschaft pries.

„O wie bin ich entzückt, stolz und glücklich über meines Landsmanns Glück!“ äußerte eine klare, melodische Stimme in Wickenberg's Muttersprache.

Er wandte sich schnell um und gewahrte vor sich dasselbe sanfte, liebenswürdige Antlitz, umgeben von goldenen Locken, das er so oft gemalt hatte, Zug für Zug waren die ihrigen, so wie er sie oft in seinen Träumen gesehen hatte, voll von Seele und Leben, voll von Jugendschönheit und Behagen.

Sie schmiegte sich an den Arm eines jungen Mannes und blickte unverwandt auf das Bild. Die Volksmasse drängte mehr und mehr heran und führte die schöne Offenbarung mit sich fort. Wickenberg blickte vergebens ihr nach, sie war und blieb verschwunden. Er durcheilte die Gallerien, um sie wiederzufinden, allein vergebens. Schließlich, da er keine Spur von ihr wiederfand, war er zur Annahme geneigt, daß seine Sinne dieses Trugbild ihm vorgemalt hätten.

Die Triumphe, welche Wickenberg von jetzt an genoß, zu berichten, gehört nicht in das Bereich dieser kleinen Erzählung, besonders da die Meisten, welche diesen Künstler kennen, wissen, daß er in Paris vom König Louis Philipp die große goldene Medaille für Kunst und das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhielt. Das ganze schwedische Volk jubelte vor Stolz und Freude.

Wir beschränken uns daher nur darauf, zu berichten, was mit seiner Urania in Verbindung steht.

Nach der Anerkennung, die Wickenberg erlangt hatte, arbeitete er mit großem Eifer und Rastlosigkeit. Die Liebe zur Kunst trieb ihn stets vorwärts, allein es ereignete sich dennoch, daß er mitten in dieser unermüdlichen Wirksamkeit das Bild der helllockigen

Offenbarung auf der Ausstellung in sein Gedächtniß zurückrief. Er wurde dann von einem heftigen Verlangen ergriffen, dieses bezaubernde Angesicht wiederzusehen, das er von der Stunde an, in welcher er diese Züge zum ersten Mal auf die Leinwand gebracht, geliebt hatte. Allein dieser Sehnsucht zum Trotz sah er dasselbe nicht wieder. Im Monat Mai stellte sich die Augenkrankheit, an der er schon früher einmal gelitten, in ziemlich hohem Grade wieder ein. Doch bereits im Juli war er wieder so weit hergestellt, daß er Paris verlassen konnte, um eine Reise nach Dieppe anzutreten, wo er die Seebäder gebrauchen sollte.

In niedergeschlagener und trauriger Gemüthsstimmung langte er im Badeorte an, wo er sorgfältig dem Gesellschaftsleben zu entrinnen suchte.

Eines Morgens, als er wie gewöhnlich eine längere Promenade unternahm, ließ er sich auf einer Höhe nieder, von wo er eine freie Aussicht hatte und wo er zu ruhen und zu träumen liebte. Plötzlich vernahm sein Ohr die Töne eines Gesangs. Es war eins von jenen schönen und wunderbaren schwedischen Volksliedern, welche zum Herzen dringen, wenn sie aus vollem Herzen gesungen werden.

Er lauschte. Die klare, wohllautende Stimme gehörte einer Landsmännin, denn nur eine Schwedin

vermochte auf diese Weise ein schwedisches Lied zu singen. Wickenberg sah umher, allein er konnte die Sängerin nicht entdecken und dennoch kamen die Töne von Jemand, welcher nicht fern war. Er ging einige Schritte in der Richtung, aus der er die Töne vernahm. Da schwieg der Gesang und er vernahm hinter dem Busch, welcher an der Seite des Abhangs sich befand, eine Bewegung. Eine weibliche Figur wurde sichtbar. Ihr Angesicht wandte sich gegen Wickenberg, er stieß einen Ruf der Ueberraschung aus und eilte zu ihr, indem folgende Worte ganz unfreiwillig seinen Lippen entflohen:

„Finde ich Sie denn endlich wieder!“

Die Dame mit dem goldenen Haar, welche neben dem Busche stand, blickte den jungen Mann mit den blauen Augen und dem lockigen Kopf verwundert an.

Sie kannte ihn nicht.

Ihr Blick brachte Wickenberg zur Besinnung und er sah, daß hier eine Erklärung von nöthen sei. Er blieb stehen, zog seinen Hut und sagte mit verbindlichem Lächeln:

„Verzeihen Sie mein sonderbares Betragen, aber wenn ich mich Ihnen als den Maler Wickenberg vorstelle, dürfte jede weitere Erklärung überflüssig sein.“

„Sind Sie Wickenberg?“ rief die junge Dame

ihrerseits voller Verwunderung aus und eilte zu ihm, indem sie ihm beide Hände reichte und erfreut hinzufügte:

„Wie schätze ich mich glücklich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe es seit dem Tage, an dem ich Ihr Gemälde in Paris sah, stets gewünscht.“

Wickenberg erfaßte die dargereichten Hände, betrachtete deren Besitzerin mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Bewunderung, und sagte dann:

„Es ist schon längere Zeit, daß ich Sie kennen zu lernen wünschte, obgleich es mir jetzt ganz unbegreiflich scheint, daß Sie es gewesen.“

Die junge Dame sah ihn verwundert an, es lag in ihrem Blick ein Ausdruck, welcher deutlich zu sagen schien: Erklären Sie sich genauer.

„Wie sollte es möglich sein, daß Sie mich nicht verstehen“, sagte er.

„Sie sprechen wirklich in Räthseln“, rief sie aus und zog ihre Hand zurück.

„Ich habe dreimal Ihr Bild gemalt.“

Neues Erstaunen. Ihr war nichts davon bekannt. Wickenberg erzählte ihr jetzt von der Bestellung der Bilder, auf welchen ihr Antlitz sich befand.

Sie wunderte sich darüber, denn sie hatte nicht die geringste Kenntniß von diesen Entwürfen und noch

viel weniger von deren Copien. Gab es denn zwei Wesen, so ähnlich der Dame, deren Bild er gemalt, mit diesem einnehmenden Aeußern?

Die Bekanntschaft mit der jungen Dame war indessen eingeleitet, und da er in ihr das Ideal wiedergefunden hatte, für das er mehrere Jahre geschwärmt, war es für ihn vom höchsten Interesse, diese Bekanntschaft fortzusetzen. Nach dem Vertrauen, das er ihr gezeigt, theilte sie ihm ihrerseits mit, daß ihr Name Olivia Sternfeld sei. Ihr Vater und ihre Mutter waren gestorben und sie lebte seit einigen Jahren bei einer Verwandten, welche mit einem Franzosen verheirathet und in Paris wohnhaft war. Ihre Tante war sehr kränklich und hielt sich deshalb in Dieppe auf.

Wickenberg machte kurz darauf eine Visite bei Madame Dornier, Olivia's Tante. Die schwedische Dame war trotz ihrer französischen Ehe noch immer mit festen Banden an ihr Vaterland gefesselt und daher hoch erfreut, die Bekanntschaft ihres ausgezeichneten Landsmannes zu machen. Bald war Wickenberg ein täglicher Gast bei Madame Dornier.

Olivia, heiter, lebhaft, seelenvoll und warmen Herzens, liebte von ganzer Seele die schönen Künste und erwies Wickenberg ihre Bewunderung unverstellt. Es entstand infolge dessen bald zwischen ihnen ein inniges

Freundschaftsverhältniß, das durch ihre gleiche Denkungsweise immer stärker zu werden begann.

Wickenberg liebte die Musik. Olivia war ungewöhnlich musikalisch, und wenn sie nicht über die Malerkunst und die Poesie sich unterhielten, musicirte Olivia vor ihrem großen Landsmann, wie sie ihn nannte.

Die natürliche Folge des häufigen Zusammenseins mit dem jungen Mädchen war, daß Wickenberg's Freundschaft einen schwärmerischen Charakter annahm.

Er liebte dieses entzückende Wesen mit milder, reiner und stiller Liebe.

Die Tage entflohen, und ob es Dieppes Bad oder Olivia's Freundschaft war, die Wickenberg's Gesundheit wiederherstellte, wissen wir nicht, nur, daß dieselbe von Tag zu Tag sich besserte. Er träumte an ihrer Seite manchen lichten Zukunftstraum von häuslicher Glückseligkeit.

Madame Dornier begann bereits von der Rückkehr nach Paris zu sprechen, wohin ernste Pflichten sie riefen, und Olivia und Wickenberg sahen einer gemeinsamen Reise nach Paris mit Vergnügen entgegen.

Ein Ausflug, an dem Wickenberg Theil zu nehmen gezwungen war, verhinderte ihn, das Haus der Madame Dornier während mehrerer Tage zu besuchen,

und als er darauf seine Aufwartung machte und ein Bouquet der schönsten Blumen für Olivia mitbrachte, fand er nur Madame Dornier zu Hause.

Auf seine Frage, ob Olivia ausgegangen sei, erhielt er zur Antwort, daß Lorenz und sie eine längere Promenade unternommen hätten. Lorenz war am Tage vorher angekommen.

Diesen Namen hatte Wickenberg schon oft von beiden Damen nennen gehört, und da er niemals in dieser Beziehung eine Frage that, war er über Monsieur Lorenz' Verhältniß zu ihnen im Unklaren geblieben. Jetzt hielt er es indessen für angemessen, ohne neugierig zu erscheinen, die Frage zu stellen, wer denn dieser Lorenz sei.

„Hat Olivia es Ihnen nicht gesagt?" rief Madame Dornier verwundert aus.

„Niemals!" antwortete Wickenberg.

„Lorenz ist ihr Bräutigam; wir hoffen, daß sie recht bald ihre Hochzeit feiern werden, allein dies hängt noch von Lorenz' Vater ab."

Wickenberg erhob sich in heftiger Gemüthsbewegung, setzte sich aber bald wieder an seinen vorigen Platz. Das Blut war ihm erst zum Kopf geströmt und dann zum Herzen, er vermochte nicht zu sprechen und athmete mit Beschwerde.

„Wie, mein Freund, es sieht fast aus, als ob diese Neuigkeit Sie schmerze?" rief Madame Dornier aus. „Hätte ich mir auch nur einen Augenblick vorstellen können, daß Sie über diese Verbindung in Unkenntniß geblieben seien, würde ich Ihnen darüber Aufschluß gegeben haben. Ich lebte in dem Wahn, daß Sie ohne Gefahr mit Olivia verkehren könnten. Sie sagte mir einmal, soweit ich mich erinnere, als ich sie darüber befragte, daß Sie ihre Verbindung mit Lorenz Ihnen mitgetheilt hätte. Es ist übel, sehr übel gehandelt von meiner Nichte, dies zu verschweigen."

Wickenberg hörte nicht, was Madame Dornier sagte. Er war ein Raub des bittersten Schmerzes. Es schien ihm in diesem Augenblicke, als ob das Glück, welches ihn in der letztern Zeit mit Ruhm, Gold und Ehre überschüttet, ihn jeder Hoffnung auf zukünftige Glückseligkeit beraubt habe.

Am Tage darauf reiste Wickenberg von Dieppe ab, ohne Olivia wiedergesehen zu haben.

Nach der Rückkehr nach Paris bezog Wickenberg wieder seine Wohnung in der Rue d'Anjou, wo er ein prächtiges Atelier besaß. Er miethete diese Wohnung von einer spanischen Familie, welche seit längerer Zeit in Frankreich ansässig war.

Mit erneuten Kräften und gesteigerter Liebe zur

Kunst begann Wickenberg jetzt sein berühmtes Gemälde, „Ein Winterfischfang“, zu malen. Er liebte die Arbeit mehr als je zuvor und während derselben vergaß er das schöne goldlockige Mädchen, das sein Herz eingenommen und getheilt hatte. Jedoch die Gedanken kehrten nur zu oft zu dem Bilde zurück, dem es glich, und er wünschte jetzt eifriger als früher das Räthsel gelöst zu sehen, was in der Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Frauen lag.

Unter ununterbrochener Arbeit verschwand die Zeit, und wenn auch ein Schatten von Wehmuth und trauriger Entsagung in Wickenberg's Seele zurückblieb, so war es dennoch seiner Liebe zur Arbeit und Kunst gelungen, den bittersten Schmerz zu überwinden.

Das Jahr nahte sich seinem Ende, die finstern Tage, die dicke Luft, der Regen und die triste Jahreszeit legten seiner Arbeit Hindernisse in den Weg und ließen ihm Zeit genug übrig, wenn er es gewollt, sich seinem Kummer hinzugeben. Allein Wickenberg's regsamer Geist war nicht geschaffen, einer unmännlichen Sehnsucht zu erliegen. Er studirte, wenn er nicht malte, er besuchte die Oper und war entzückt von der Musik und entfloh Allem, was seinem Schmerz, der hin und wieder ihn beschlich, Nahrung geben konnte.

Eines Tages, als Wickenberg ganz in seiner Ar-

beit versunken war, den alten Fischer mit seinem Kinde zu malen, wie sie sich beschäftigten, in einem Loche im Eise zu fischen, trat Jemand in das Atelier ein. Er sah empor, es war eine Dame — Olivia.

Bei ihrem Anblick erhob er sich schnell und dunkle Röthe bedeckte seine Stirn und ein lebhafter Schmerz durchzuckte seine Brust.

„Ich habe Sie aufgesucht, um aus Ihrem Munde zu erfahren, Herr Wickenberg, warum Sie Dieppe verlassen, ohne sich von mir zu verabschieden?“ äußerte Olivia mit bebender Stimme.

„Die Luft war nicht länger heilsam für mich“, antwortete er mit Ruhe.

Olivia betrachtete ihn.

„Sie waren böse auf mich!“ rief sie darauf aus.

„Ich beklage nur, daß Sie kein Vertrauen zu mir gehabt haben, und ich reiste, weil Sie — verlobt sind.“

Eine Pause entstand.

Olivia war auf einen Fauteuil niedergesunken und hatte ihr Antlitz mit den Händen bedeckt. Sie weinte.

„Ich weiß es, ich habe nicht recht gehandelt“, stotterte sie, „und dennoch kam ich hierher, um mir

von Ihrer Freundschaft einen großen Beweis zu erbitten. Jetzt wage ich es nicht."

„Um was wollten Sie mich bitten?" fragte er mit einer Stimme, so sanft, daß Olivia schnell den Muth gewann, ihn anzuschauen. „Ich bleibe stets Ihr Freund", fügte er hinzu.

Der Edelmuth und der Hochsinn in Wickenberg's Charakter standen in diesem Augenblick in seinem Gesicht ausgedrückt.

Olivia gewann daher schnell ihre Geistesgegenwart wieder und flüsterte ihm ihre Bitte zu. Dieselbe bestand darin, daß er ihrem Verlobten behülflich sein solle, sein erstes Bild auf die Ausstellung gebracht zu sehen.

Sie wollte, daß er Lorenz, ihrem zukünftigen Gatten, beistehen sollte.

Einen Augenblick ruhte Wickenberg's Auge auf diesem einnehmenden Wesen, welches er noch immer liebte, und darauf sagte er mit etwas kalter Stimme, daß, wenn Monsieur Lorenz Talent besäße, er seiner Hülfe nicht bedürfe. Die Jury werde sein Gemälde beurtheilen. Fehle es ihm hingegen an Talent, so würde es wenig nützen, wenn er sich in die Sache mische.

Olivia ließ traurig den Kopf sinken und sprach

in weinerlichem Tone von Lorenz' Angst und Furcht, daß seine Arbeit nicht Glück machen werde, denn auf diesem Umstand beruhe ihre Zukunft. Lorenz' Vater, ein wohlhabender und strenger Mann, hatte bestimmt erklärt, daß, wenn Lorenz jetzt nicht zeige, daß er zum Maler tauge, er ihn nicht ferner unterstützen werde und er es in diesem Fall für am richtigsten halte, daß der Sohn sich zur See begebe und allen Gedanken an Heirath und Künstlerruhm entsage. Lorenz zukünftiges Geschick hing daher von seinem Bilde ab, und wenn dasselbe nicht zur Ausstellung gelangen würde, so werde Olivia nie seine Frau werden.

Nach einigen Augenblicken des Bedenkens erklärte Wickenberg sich bereit, Lorenz zu besuchen, und versprach, zu thun, was in seinen Kräften stände.

Thränen stürzten aus Olivia's Augen, sie drückte Wickenberg's Hand, allein er war viel zu sehr von ihrer Dankbarkeit ergriffen, als daß er dieselbe nicht hätte abzuweisen suchen sollen, und aus dem Grunde griff er zu dem nahe liegenden Mittel, ihr einige Skizzen zu zeigen.

Olivia schritt bei dieser Gelegenheit an dem Tisch vorüber, auf dem einige Entwürfe lagen und unter denselben der Entwurf eines Matronenkopfes.

„Mein Gott!“ rief sie heftig aus, indem sie

die Zeichnung aufnahm und lebhaft betrachtete, „das ist ja die Großmutter!“

„Ihre Großmutter? Das ist nicht möglich“, erklärte Wickenberg. „Das ist ja das Portrait einer alten Dienerin, welche mit den geheimnißvollen Entwürfen zu mir kam. Das letzte Mal, als ich sie sah, überlieferte sie mir einen Entwurf, den ich Ihnen zeigen werde.“

Wickenberg suchte in dem Portefeuille und nahm aus demselben den letzten Entwurf, den er aus der Hand der Dienerin erhalten hatte.

Olivia flüsterte mit erregter Stimme: „Das ist ja das Portrait meiner Mutter, gezeichnet von meinem Vater, bevor er irrsinnig wurde!“

„Ihre Mutter, Ihre Großmutter, Ihr Vater? Mein Gott, wie soll ich mir das erklären, daß Sie so nahe verwandt mit diesen Personen sind und dennoch nichts von den Bildern wissen, die ich gemalt habe?“

„Meine Mutter starb, während ich noch ganz klein war, und da mein Vater zu jener Zeit sehr arm war, wurde ich bei dem Bruder meiner Mutter, der in der Provinz Schonen wohnte, aufgenommen und erzogen. Nachdem meine Mutter gestorben war, habe ich meinen Vater niemals mehr gesehen; aber meine Großmutter, die während aller seiner Prüfungen und

Sorgen bei ihm war, schickte mir das Bild meiner Mutter und ihr eigenes, gezeichnet von meinem armen Vater. Die Aehnlichkeit dieser Portraits mit diesen Zeichnungen ist es, die mich die letztern wiedererkennen ließ.“

„Was war Ihr Vater?“ fragte Wickenberg gedankenvoll.

„Der Onkel, bei dem ich war, sagte, daß der Vater niemals etwas werden wollte, daß er das kleine Vermögen meiner Mutter verbraucht und daß er während mehrerer Jahre an Gemüthskrankheit gelitten, während welcher Zeit seine Mutter ihn gepflegt und für ihn gesorgt habe. Jetzt sind sie beide todt.“

„Wann starben sie?“

Olivia gab die Zeit an. Der Sohn starb einige Wochen vor der Mutter. Sein Tod war ziemlich zu gleicher Zeit mit Wickenberg's Abreise aus Schweden erfolgt und bald darauf war auch die Großmutter zu Grabe getragen worden.

Noch einige Fragen und dann entfernte Olivia sich.

Wickenberg blieb lange sitzen mit dem Portrait der Großmutter in der Hand und betrachtete dieses schöne, sanfte und ergebene Antlitz. Es war also kein schönes junges Weib, das seine gute Fee gewesen

sondern eine Matrone und ein von Sorgen gebeugtes und von Prüfungen heimgesuchtes Weib.

Niemals hatte Wickenberg tiefer gefühlt, daß er zu der alten Dame, welche, ohne Reichthum zu besitzen, so oft seine Noth gemildert hatte, in großer Schuld stand, als gerade in diesem Augenblick.

Am Tage darauf suchte Wickenberg Lorenz auf. Der große Maler verwarf sofort das begonnene Genrebild und bat den angehenden Künstler in sein Atelier zu kommen, um unter seiner Leitung zu arbeiten.

Unter Wickenberg's Anleitung arbeitete nun der nicht übel ausgerüstete junge Mann und auf der Ausstellung gewann Monsieur Lorenz' Matronenkopf großen Beifall.

Das Glück des Künstlers war gemacht — gemacht durch Wickenberg.

Olivia fühlte sich glücklich und gleichzeitig unglücklich, als Lorenz ihr sein Glück verkündete und ihr mittheilte, daß er Wickenberg allein dasselbe zu verdanken habe. Der große Meister hatte bei Lorenz den schlummernden Künstlergeist erweckt und ihm den Weg gezeigt, den er zu gehen habe.

„Der Großmutter haben wir unser Glück zu danken", rief Olivia, als sie als Braut neben Lorenz stand,

um sich zur Kirche zu begeben, wo sie ihr Geschick vereinigen wollten.

„Aus einem Stümper haben Sie ein Talent, aus einem unglücklichen Thoren haben Sie einen glücklichen Menschen gemacht“, flüsterte Madame Dornier Wickenberg nach der Trauung zu.

„Wenn dem so ist, so habe ich nur eine alte Schuld abgezahlt; meine gute Fee wird vielleicht aus ihrem Himmel mit Wohlgefallen auf denjenigen herabsehen, den sie einst so liebevoll beschützte. Jetzt habe ich nur einen Wunsch: die Geschichte dieser Dame kennen zu lernen.“

„Ich verspreche Ihnen dieselbe mitzutheilen“, antwortete Madame Dornier.

Einige Zeit darauf, als Wickenberg mit langsamen Schritten von einer Promenade heimkehrte, erhielt er einen Brief, der mit Anna Dornier unterzeichnet war.

„Ich entledige mich meines Gelöbnisses in Betreff Ihrer guten Fee. Ihre Geschichte ist kurz. Sie war unglücklich verheirathet, wurde Wittwe und hatte eine kleine Pension, wovon sie leben und einen Sohn erziehen konnte. Dieser, der künstlerische Anlagen zu haben schien, widmete sich früh dieser Bahn, auf der

Unglück, Widerwärtigkeiten, Armuth und Demüthigungen den Anfänger begrüßten. Das erste Jahr entschwand unter steten Kämpfen mit diesen bittern Feinden, welche ihn sicherlich erdrückt hätten, wenn nicht die Mutter seinen Muth aufgerichtet hätte. Das war eine bittere Zeit und während dieser traurigen Verhältnisse verlobte er sich auch noch und verheirathete sich mit Olivia's Mutter, mit welcher er einige tausend Reichsthaler Mitgift erhielt.

Solange dieses Geld reichte, verbrachten die jungen Eheleute ein sorgenloses und glückliches Leben. Er machte einen Entwurf nach dem andern, welche er zu malen gedachte, und die angebetete Gattin war Modell zu allen diesen Entwürfen. Schließlich begann er ein größeres Gemälde, das ein liebendes Weib darstellte, welches am Strande saß und nach ihrem Geliebten ausschaute, welchen sie aus fernen Landen zurückerwartete.

Dieses Bild versprach vollendeter zu werden als die früher gemalten, aber gerade da wurde er von einem Unglück betroffen, das für immer seiner Künstlerlaufbahn ein Ende machte. Er fiel und brach den rechten Arm so unglücklich, daß er denselben nicht mehr zu rühren vermochte. Ein Unglück kommt selten allein und dieses war leider von einem noch

größern begleitet, dem Tode meiner Schwester, seiner Frau. Dies war zu viel für meinen armen Schwager; er wurde irrsinnig.

Frau Sternfeld, seine Mutter, hatte nunmehr eine schwere Bürde zu tragen, da sie den beklagenswerthen Sohn pflegen und versorgen mußte. Mein Bruder nahm deshalb meine Schwestertochter Olivia zu sich und erzog sie als sein eigenes Kind.

Meines Schwagers größte Sorge während der Stunden der Schwermuth war, daß seine Bilder nicht fertig gemalt worden waren. Seine Mutter schrieb oft an mich von ihrer Absicht, dieselben malen zu lassen, sobald es ihr gelungen, ein hinlängliches Ersparniß zu diesem Zweck gesammelt zu haben. Sie sprach immer in ihren Briefen von der Theilnahme, welche sie für unbemittelte Künstler fühlte, die denselben bittern Kampf, den ihr Sohn gekämpft, zu bestehen hätten, ohne wie er den Beistand einer Mutter zu besitzen. „Wenn ich einen armen Künstler treffe, der sich in großer Noth befindet, so werde ich von ihm die Entwürfe meines Sohnes malen lassen.“ Es erschien in ihren Augen das gesparte Geld wohl angewandt, sie gab dadurch einem begabten Künstler Arbeit.

Sie theilte mir dies mit, ohne jedoch Ihren Namen zu nennen, dahingegen sprach sie den bestimmten

Wunsch aus, daß das mir Anvertraute ein Geheimniß zwischen uns bleiben solle.

Als mein gemüthskranker Schwager seine von Ihnen vollendeten Gemälde sah, hatte die Freude die düstern Träume, welche seinen Verstand umnebelten, zerstreut. Die lichten Stunden kehrten öfter wieder und verweilten längere Zeit. Die Schwermuth verringerte sich fortwährend und schließlich war Licht und Friede über seine Seele ausgebreitet. Er glaubte die Bilder selbst gemalt zu haben, war glücklich in diesem Glauben und fand eine Glückseligkeit in dem Betrachten der geliebten Züge der Dahingeschiedenen. Seine letzten Augenblicke waren ruhig und friedvoll.

Es war Per Gabriel Wickenberg's Pinsel, der Sonnenhelle über das Ende des unglücklichen Malerlebens verbreitete.

Olivia's Großmutter verordnete im Testamente über ihren Nachlaß, daß ihre Enkelin erst, wenn sie ein eigenes Heim erlangt, in den Besitz der nachgelassenen Bilder gelangen dürfte. Jetzt sind sie auf dem Wege von Schweden nach Paris."

Einige Tage nach dem Lesen dieser Mittheilungen wurde Wickenberg von seinen spanischen Wirthsleuten eingeladen, zu Mittag ihr Gast zu sein. Als er von dieser Einladung in sein Zimmer

zurückkehrte, war es nicht mehr Olivia's Bild, das seine Gedanken beschäftigte, sondern die strahlenden Augen eines wunderbar schönen Kindes. Dieses Kind war die Tochter seines Wirths.

Bald war das Gefühl, das ihn an Olivia gefesselt, gänzlich von einem stärkern und mächtigern verdrängt. Das spanische Mädchen hatte eine glühende Neigung in des Künstlers Herz entzündet, er liebte jetzt zum ersten Mal mit der ganzen Wärme seiner Seele.

Wickenberg gehörte indessen nicht zu den Glücklichen, welche neben den Lorbeeren ihrer Kunst die Rosen der Liebe pflücken. Es war vom Geschick bestimmt, daß er wiederum seine schönsten Hoffnungen vernichtet sehen sollte und diesmal von dem — Tode. Das schöne siebzehnjährige Mädchen wurde im Lenz ihres Lebens aus den Armen des geliebten Mannes gerissen, um in ein zu frühes Grab gebettet zu werden. Mit ihr begrub man auch des Künstlers Freude.

Seine schon früher angegriffene Gesundheit wurde nach diesem Ereigniß noch mehr erschüttert. Was kümmerte es ihn jetzt, daß sein Name in Europas Künstlerwelt berühmt war, daß man seine Bilder copirte, daß man ihn als einen der größten Künstler seiner

Zeit allgemein anerkannte, er hatte ja jetzt kein geliebtes Wesen, mit dem er seine Triumphe theilen konnte. Alles wurde ihm gleichgültig. Freilich malte er immer noch, aber die Liebe zu dem spanischen Mädchen hatte die Liebe zur Kunst ertödtet. Wenn auch seine Bilder noch immer das Publikum und die Kunstkenner entzückten, so blieb er selbst dennoch gefühllos für den Ruhm. Es vermochte ihn nichts mehr zu erfreuen.

Am 16. December 1846 schloß Wickenberg in Pau seine Augen. Sein Leben war reich an Kämpfen, Entsagungen und Kummer gewesen, reich an Ehre, Auszeichnung und Glück, reich an guten, edlen und erhabenen Thaten, aber arm an dem stillen innerlichen Glück des Herzens. Seine Seele erhob deshalb früh die Flügel, um zurückzukehren nach ihrem rechten Heimatslande.

In der Rue St.-Honoré in Paris wohnt eine glückliche Familie, deren Mitglieder noch heutigen Tages mit Bewunderung und Dankbarkeit die Gemälde betrachten, welche Wickenberg einst unter den Prüfungen der Armuth nach den Entwürfen des irrsinnigen Malers vollendet hatte. Unter diesen Ge-

mälden sieht man auch die in dem Trödlerladen verkaufte Urania mit ihrem blauen Mantel und dem Globus.

Die jetzt alte, aber glückliche Familienmutter pflegt, wenn sie die Geschichte der Urania erzählt, dieselbe mit folgenden Worten zu schließen:

„Wickenberg haben wir für das Glück zu danken, das uns beschieden worden, und deshalb ist Urania, welche das erste Glied zur Verbindung zwischen ihm und unserer Familie ausmachte, uns so theuer.“

Der Vogelfänger.

Vor einigen Jahren stand an einem schönen Frühlingstage auf dem Gustav-Adolf-Platz in Stockholm ein kleiner Vogelfänger mit seinem Bauer, in welchem sich mehrere Arten Singvögel befanden.

Der Knabe schaute auf die Vorübergehenden, welche seiner lebenden Waare keine Aufmerksamkeit zu schenken schienen.

Als der Nachmittag herannahte und sich bis dahin kein Liebhaber gefunden hatte, betrachtete er die kleinen ängstlichen Bewohner des Bauers, gleichsam mit sich selbst überlegend, ob er heim gehen oder bleiben solle.

„Was hast Du für Vögel im Bauer?“ fragte eine jugendlich frische Stimme. Der Knabe hob sofort das Haupt empor.

„Hänflinge, Zeisige und Stieglitze, einen Kreuzschnabel und einen Dompfaffen“, antwortete er und

blickte den Fragenden, einen Jüngling von zwanzig Jahren, mit der weißen Studentenmütze auf dem Kopfe, an.

Zwei Kameraden waren mit diesem zugleich stehen geblieben, um den Inhalt des Bauers zu betrachten.

„Wie viel willst Du für die ganze Gesellschaft haben?"

„Für alle zusammen?" rief der Knabe und schaute den Studenten mit unverhohlener Bestürzung an.

„Ja, für alle zusammen."

„Sie kosten viel Geld", meinte der junge Verkäufer, indem er das Bauer emporhob; „es sind zehn und ich pflege einen Reichsthaler für jeden Stieglitz zu bekommen, für —"

„Das geht mich nichts an, Du Narr!" unterbrach ihn der Student, „ich will ja alle zusammen kaufen. Bist Du mit zehn Reichsthalern zufrieden?"

„Gewiß bin ich das", war die Antwort.

Der Jüngling nahm aus seiner Tasche einen Zehnthalerschein und gab denselben dem Knaben, während seine Kameraden ihre Betrachtungen über die ängstlichen Bewegungen der armen Thierchen machten.

„Nun sind ja die Vögel mein", sagte der Käufer.

„Ja, gewiß. Wohin soll ich sie tragen?"

„Das wirst Du bald erfahren."

Der Jüngling öffnete die Thür des Bauers und in der nächsten Minute war das kleine Gefängniß leer. Die Kameraden lachten.

„Das war hübsch von Dir, August", sagten sie. „Freie Studenten pflegen nicht Gefangene zu sehen, ohne ihnen zu ihrer Freiheit zu verhelfen."

Der Knabe nahm das leere Bauer und wanderte heim. Er war froh über das Geschäft, das er gemacht, allein er konnte dennoch nicht unterlassen, an die Worte zu denken, welche die Studenten ausgesprochen hatten, und ebenso sehr an ihn, der die Vögel gekauft und sie sofort frei gelassen hatte. Es war, als ob sie seine Freude zerstörten.

Er hatte einen langen Weg zu gehen, erst in einer weit entlegenen Straße trat er durch eine Pforte in einen großen Hof, wo reine Wäsche auf einer Leine aufgehängt war. Eine Frau, stark und gesund von Aussehen, war im Begriff, noch mehr Wäsche aufzuhängen, und nickte dem Knaben freundlich zu, indem sie sagte: „Bist Du schon da, lieber Oskar? Ich erwartete Dich nicht so bald."

„Und mit leerem Bauer, liebe Tante, ich habe sie alle verkauft."

„Gut, gut, liebes Kind, aber ich begreife nicht, weshalb Du Dich mit der Vogelfängerei beschäftigst,

da Du ja nicht durch Noth getrieben bist, erst im Walde umherzustreifen und dann auf den Märkten und Straßen die armen Thierchen feil zu bieten."

„Ja, siehst Du, Tante, das thue ich deshalb, weil ich mit der Zeit reich werden will, damit Du, wenn Du alt wirst, nicht nöthig hast, so zu arbeiten, wie Du jetzt es thust. Ich habe so meine eigenen Gedanken. Du weißt ja, Tante, daß ich keine Lust zu einem Handwerk habe, aber wohl zu einem Handel, und deshalb handle ich mit der Waare, die ich mir verschaffen kann, ohne sie kaufen zu müssen. Morgen lege ich diese zehn Thaler in die Sparkasse, in der ich bereits fünf habe."

„Aber ich fürchte, daß Du zu lesen versäumst; ich habe den Pastor nicht fragen wollen, wie es damit geht, aber das sage ich Dir, es würde für mich eine ewige Schande sein, wenn Du in dieser Beziehung andern Kindern nachständest."

Oskar lachte über die Befürchtungen der Tante mit hochmüthiger Miene, als wolle er sagen, daß ihre Unruhe ganz überflüssig sei. Darauf bemerkte er, daß er hungrig sei, und bat die Tante, ihm etwas zu essen zu geben, damit er dann in den Wald mit den Leimruthen gehen könne, um neue Vögel zu fangen. Die Vögel, welche er hatte, wollte er später verkaufen, wenn sie erst zahmer geworden wären.

Die Tante lächelte ihm zufrieden zu, nahm die Banknote und versprach, sie zur Sparkasse zu tragen, dann ging sie in ihre gemeinsame Wohnung, welche neben der Waschstube gelegen war.

Es war rein und niedlich in Frau Erkman's Zimmer und man gewahrte sofort, daß ihre Arbeit sie vor Noth schützte.

Auf einen mit Wachstuch bezogenen Tisch setzte die Frau Butter, Brod, Hering, kalte Kartoffeln und ein Gefäß mit leichtem Bier; allein bevor Oskar diese Gerichte sich wohlschmecken ließ, ging er zu einem großen Bauer, worin sich mehrere Vögel ungleicher Art befanden. Dieselben schienen schon eine längere Zeit hier gehaust zu haben, denn sie waren nicht so wild wie die, welche er dem Studenten verkauft hatte, wenn auch etwas erschreckt. Oskar folgte ihrem unruhigen Hüpfen von den Stäben zu den Stahldrähten und von den Drähten zu den Stäben mit Aufmerksamkeit, er fühlte zum ersten Male ein Unbehagen beim Anblick ihres unzufriedenen Aussehens; schließlich entfernte er sich und begab sich zum Heckbauer, worin sich Kanarienvögel befanden. Diese waren ganz zahm und begrüßten ihn, indem sie zwitschernd sich dem Gitter näherten, als ob sie ihm ihre Wünsche mittheilen wollten. Sie waren in dem Bauer geboren und aufgewachsen und

daher zufrieden in ihrem Gefängniß. Oskar öffnete die Thür des Bauers und setzte sich dann zum Essen nieder.

Die befreiten Vögel ließen sich neben den Tellern nieder und sammelten die Brodbrocken auf, welche Oskar ihnen zuwarf, saßen auf seiner Hand und setzten sich auf seinen Kopf, froh, sich in seiner Gesellschaft zu befinden.

Nach beendigter Mahlzeit ging er in den Hof, um dort Stäbe aus Rohr zu schneiden.

„Tante", sagte er, „glaubst Du, daß es Sünde ist, Vögel zu fangen und sie zu verkaufen?"

„Nein, liebes Kind, das glaube ich nicht. In der Bibel steht ja, daß die Thiere zum Nutzen der Menschen geschaffen sind, nur darf man sie nicht plagen und peinigen. Doch anders wäre es, wenn Du wegen des Vogelfangens die Schule versäumtest, dann wäre es eine Sünde."

„Aber, Tante, mir scheint es, als hätten die Vögel nicht große Lust, im Bauer zu bleiben", erwiderte Oskar.

„Dem Ochsen gefällt es auch nicht, geschlachtet zu werden, allein er muß dennoch das Leben lassen, weil er uns nützlich ist, und wenn es erlaubt ist, ihn zu schlachten, so ist auch —"

Es klopfte Jemand an die Pforte. Frau Erkman wurde dadurch in ihrer Erklärung unterbrochen und Oskar nahm den Stoff der Unterhaltung nicht wieder auf. Nachdem die Person, welche mit der Waschfrau gesprochen hatte, sich entfernt, begab er sich mit den Leimruthen in den nahen Wald.

Einige Zeit darauf sah man eines Abends wieder den jungen Oskar mit seinem Vogelbauer auf dem Gustav-Adolf-Platz. Er hatte einige Zeisige verkauft und ein paar andere waren bestellt, sodaß er mit seinem Tagewerk zufrieden sein konnte. Allein schon jetzt nach Hause zu gehen, hielt er dennoch für zu früh, es war ja möglich, daß noch mehrere Käufer kamen. Oskar überzählte sein gelöstes Geld mit großem Vergnügen.

„Bist Du schon wieder hier mit Deinen unglücklichen Vögeln?“ rief eine ihm bekannte Stimme.

Oskar sah empor. Derselbe Student, welcher seine geflügelte Waare gekauft und befreit hatte, stand vor ihm.

„Weshalb fängst Du diese armen Thierchen und verkaufst sie an die, welche sie ebenso grausam gefangen halten wie Du? Bist Du so arm oder so untaug-

lich, daß Du auf keine bessere Weise Deinen Unterhalt zu verdienen vermagst?" fragte der Student.

Oskar wurde blutroth und mit dem ganzen Stolz eines fünfzehnjährigen Jünglings antwortete er:

„Vögel zu fangen und zu verkaufen ist erlaubt, und mit dem, was ich verdiene, hoffe ich mir einen Weg zu bahnen, um meiner Tante, welche jetzt durch ihrer Hände Arbeit für sich und mich sorgt, in Zukunft helfen zu können."

„Ah so, Du denkst schon an die Zukunft", fiel der Student ein; „aber wahrhaftig, Junge, als Vogelfänger möchte ich Dir keine große Zukunft in Aussicht stellen. Das Gewerbe verschafft Dir für den Augenblick vielleicht einige Stüber und diese erhältst Du obendrein als Belohnung für das Leimen dieser unglücklichen kleinen Geschöpfe. Lerne ein Handwerk und treibe Dich nicht mit Deinem Bauer auf den Straßen umher. Das ist mein Rath."

In demselben Augenblick, als er dies sagte, öffnete er die Thür des Bauers, und bevor es noch der Knabe zu verhindern vermochte, waren alle Vögel davongeflogen. Ein Ausruf des Erstaunens und Erschreckens entschlüpfte dem Gefangenwärter der Befreiten. Der Student lachte und nahm seine Brieftasche hervor.

„Ich gab Dir vor einiger Zeit für den Inhalt des Bauers zehn Reichsthaler. Ich gebe Dir heute zwanzig, aber mit der Bedingung, daß Du nie mehr Vögel fängst und verkaufst. Nun, was sagst Du zu diesem Vorschlag?"

Oskar schaute mit begehrlichen Blicken auf die beiden Banknoten und in seinem Gesicht spiegelte sich ein zweifelndes Bedenken ab.

„Entschließe Dich bald oder Du erhältst nur fünf Thaler. Ist es denn so schwer, davon abzustehen, der Plagegeist der frohen Sänger zu sein?"

„Das nicht, aber —"

„Kein aber. Willst Du das Geld haben und mit Deiner häßlichen Industrie aufhören? Ja oder nein!"

„Ich will das Geld haben."

„Und Du versprichst mir, nicht mehr mit der Freiheit der Vögel Handel zu treiben?"

„Ich verspreche es."

„Wie heißt Du?"

„Oskar Dernström."

Der Student gab ihm das Geld, und nachdem er erfahren, wo der Knabe wohnte, trennten sie sich.

Frau Erkman hatte es sehr eilig mit dem Aufhängen ihrer Wäsche, dieselbe sollte zum Mitsommer-

tage — dem Johannistage — fertig sein. Die flinke Frau sah gar nicht so fröhlich aus, wie sie es zu sein pflegte, wenn sie arbeitete.

Die Pforte wurde geöffnet und ein junger Herr trat ein.

„Wohnt Oskar Oernström hier?" fragte er.

„Oskar ist nicht zu Hause", antwortete die Frau und seufzte.

„Wo befindet er sich denn?"

„Wie sollte ich das wissen! Er ging bereits vor einer Woche von Hause fort, um mit seiner Schachtel, die er mit allen möglichen kleinen Sachen gefüllt hatte, auf dem Lande umherzuwandern und die Sachen zu verkaufen. Jetzt ist mir mein Zimmer so leer, seitdem der liebe Junge nicht daheim ist."

Die Augen der Frau Erkman bekamen einen feuchten Glanz, allein sie verschluckte die Thränen und fragte, was der Fremde wünsche.

„Ich wollte hören, ob er einige Vögel zu verkaufen hätte", war die Antwort.

„Meinen Sie das? Er ließ alle außer den Kanarienvögeln davonfliegen, bevor er sich von Hause wegbegab. Er that es, weil ein Student ihm unter der Bedingung Geld gegeben hatte, daß er den armen Thierchen ihre Freiheit wiedergebe. Für das Geld

kaufte er das kleine Waarenlager, und wenn das verkauft ist, kehrt er wieder heim, um sich ein neues zu verschaffen. Der Junge hat stets Anlage zum Handel gezeigt und geglaubt, nicht zum Handwerker zu taugen."

Der junge Mann entfernte sich und Madame Erkman nahm ihre Arbeit wieder auf.

Auf der großen Veranda des Gutes Edfors saß der junge Besitzer desselben und rauchte seine Cigarre, während er in einer Zeitung las. Nicht weit von ihm hatte seine Gattin Platz genommen und auf dem Hofe, unter der Aufsicht einer Wärterin, spielten zwei kleine Kinder.

Das junge Paar und die Kinder, umgeben von der herrlichen Natur im Glanze der Morgensonne, würden einen schönen Anblick gewährt haben, wenn in dem Antlitz der Gatten sich das Glück und die Zufriedenheit, welche man hier zu finden erwartete, wiedergespiegelt hätten. Dies war jedoch nicht der Fall. Die Mienen des Mannes schienen ermüdet und gleichgültig, die der Frau unzufrieden und ungeduldig.

Mit einem lauten Gähnen legte August Skog die

Zeitung weg, streckte Arme und Beine aus und nahm eine möglichst bequeme Stellung im Schaukelstuhl ein.

Die Frau, eine hübsche Dame, warf einen erzürnten Blick auf ihn und sagte in scharfem Tone:

„Ich muß in der That bekennen, daß Du Dich wenig genirst, mein bester August.“

„Soll ich mich denn etwa vor meiner eigenen Frau geniren?“ fragte August lachend. „Das kann doch wohl nicht Deine Meinung sein, meine liebe Hilda.“

Er erhob sich langsam, ging zu ihr und fügte hinzu:

„Um aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß die Idylle hier auf dem Lande mir auf die Dauer verdammt einförmig wird; dieselbe paßt weder für Deine noch für meine Laune. Was meinst Du deshalb zu einer Reise nach der Schweiz? Dort sind wir noch nicht gewesen.“

Das Antlitz der jungen Frau leuchtete bei diesen Worten und sie sah zu ihrem Manne mit einem freudigen Ausdruck empor.

„Ja, wir wollen reisen“, rief sie aus; „es würde schrecklich sein, den ganzen Sommer hier zu verbringen.“

Armes Weib! Sie fand es schrecklich, zusammen

mit ihrem Manne und ihren Kindern auf einem naturschönen Besitzthum während der schönen Jahreszeit zu leben. Wie sehr war sie nicht zu beklagen!

Die Gatterthür zum Hofe wurde geöffnet. Ein junger, einfach, aber sauber gekleideter Mann mit einem großen Kasten auf dem Rücken trat ein. Die Kleinen im Hofe eilten ihm entgegen und der kleine Schooßhund der Frau sprang auf den umherwandernden Kaufmann bellend los.

„Da haben wir einen handeltreibenden Smaländer", sagte der Gutsherr; „wir werden wohl seine Waaren anschauen müssen, wenn es Dir, liebe Hilda, recht ist. Das ist doch immer eine Zerstreuung. Vielleicht hat er einige Spielsachen für die Kinder oder Spitzen für Dich, denn wenn ich mich recht entsinne, so ist Dein Bedürfniß für Spitzen nicht zufriedengestellt."

Der Smaländer, wie Herr August ihn benannt hatte, näherte sich der Veranda und fragte, ob die Herrschaften nichts zu kaufen wünschten. Als man ihm antwortete, daß er seine Waare zeigen sollte, setzte er seinen Kasten auf eine der Bänke, richtete sich empor und athmete tief.

Er stand jetzt dem Besitzer von Edfors gegenüber und ihre Augen begegneten sich. Der Handelsmann

hatte ein hübsches, offenes Gesicht und mochte gegen zweiundzwanzig Jahre alt sein.

August Skog war bildschön gewesen und derjenige, der diese regelmäßigen Züge einmal gesehen hatte, vermochte dieselben unmöglich wieder zu vergessen, obgleich dieselben schon erschlafft, das Haar dünn und die Augen eingefallen waren. Seinem Aeußern nach zu urtheilen schien er ungefähr vierzig Jahre alt zu sein, allein in der Wirklichkeit hatte er erst das dreißigste erlebt. Während seiner Jugendjahre hatte er aus dem Becher des Vergnügens bis zum Ueberdruß getrunken; allein hinter dem lebensmüden Aeußern schimmerte dennoch Herzensgüte hervor, die keine Vergnügungssucht zu zerstören vermocht hatte.

Nachdem sich die beiden Männer einen Augenblick betrachtet hatten, lachte der Handelsmann frohen Herzens und sagte, indem er seinen Waarenkasten öffnete:

„Es ist nicht das erste Mal, daß der Herr und ich miteinander Geschäfte machen. Sie haben schon früher von mir gekauft.“

„Habe ich das? Wohl möglich; es kommen oft Handelsleute Ihrer Art hierher. Auch mir scheint es, als wäre Ihr Gesicht mir bekannt. Sind Sie von Smaland?“

„Nicht so ganz. Der Vater und die Mutter

waren freilich von dort, aber ich bin in Stockholm geboren und dort war es, wo ich meine erste Waare, die damals anderer Art war als jetzt, Ihnen verkaufte.“

Indessen hatte der Kaufmann seinen Kasten zum Beschauen ausgelegt.

August Skog betrachtete ihn aufmerksam und schien in seiner Erinnerung zu suchen; ganz plötzlich rief er aus:

„Jetzt habe ich es! Sie sind der kleine Vogelfänger.“

„Freilich, und Ihrer Großmuth habe ich es zu danken, als Handelsmann beginnen zu können. Ihr Geld hat mir großen Segen gebracht, ich werde es nie vergessen. Geht der Handel noch einige Jahre ebenso gut wie bisher, so hoffe ich mich in Stockholm niederzulassen und in größerem Umfang damit fortzufahren. Meine Tante wird es dann so gut haben wie eine Perle in Gold. Alles dies ist Ihr Werk, Herr Skog.“

Skog antwortete lachend, daß es in diesem Falle das einzige Mal sei, daß sein fortgeworfenes Geld Segen gebracht habe.

Der großmüthige Gutsbesitzer kaufte für fünfundsiebzig Reichsthaler und Oskar wurde außerdem auf

die beste Weise bewirthet. Man erlaubte ihm auch bis morgen auf dem Hofe zu bleiben, was er bereitwillig annahm. Mit Anbruch des Tages jedoch begab er sich auf den Weg, hinterließ aber ein beschriebenes Stückchen Papier an den Gutsbesitzer Skog. Auf demselben standen folgende Worte:

„Auf das Glück kann Niemand auf Erden sich verlassen, es täuscht alle und kann auch Sie verlassen. Wenn dies jemals geschehen sollte, dann erinnern Sie sich Ihres dankbaren Oskar Oernström."

August lachte, als er diese Worte las, und warf das Billet in seinen Papierkorb, ohne sich desselben ferner zu erinnern.

Einige Tage nach diesem Ereigniß reiste August Skog mit Gattin und Kindern nach der Schweiz. Die Geschäfte überließ er dem Verwalter, der sie nach bestem Gewissen leiten sollte.

Einige Jahre später und diese Geschäfte waren so wohl geleitet worden, daß Skog Edfors verkaufen mußte.

Gleichzeitig eröffnete Oskar Oernström ein Engrosgeschäft in Stockholm, miethete eine kleine Wohnung und nahm seine Tante zu sich. Die alte Frau hörte nunmehr auf, für Andere zu waschen, sie war glücklich und stolz, daß sie sich nur noch um ihren kleinen

Haushalt zu bekümmern hatte und ihren Schwestersohn des Abends mit seinem Lieblingsgericht Hering und Kartoffeln regaliren konnte. Das Glück hatte den Vogelfänger in seinen besondern Schutz genommen, die Geschäfte gingen mit jedem Tage besser und der Kreis seiner Verbindungen wurde mit jedem Tage größer. Alle seine Speculationen schlugen gut ein und er verdiente mit jedem Jahre größere und größere Summen; man konnte voraussehen, daß er in ganz kurzer Zeit ein reicher Mann werden würde, ein Umstand, der zu jener Zeit nicht gerade großes Aufsehen machte, und noch heute ereignet es sich ja oft, daß ein armer Jüngling durch Umsicht und Thätigkeit ein reicher Mann wird. Aber was in diesem Fall bemerkenswerth bleibt, ist, daß Oskar seine einfachen Gewohnheiten, sein besonnenes Wesen, seine eingezogene Lebensweise beibehielt.

Unter den Kaufleuten war er allgemein beliebt und sehr angesehen, und obgleich es Niemand ein Geheimniß war, daß er während vieler Jahre auf dem Lande als Handelsmann umhergewandert war, verminderte dies keineswegs sein Ansehen, das er durch seine Redlichkeit und besondere Tüchtigkeit als Geschäftsmann gewonnen hatte.

Nachdem er den ganzen Tag in seinem Comptoir

emsig beschäftigt zugebracht hatte, ging er des Abends nach seiner anspruchslosen Wohnung, wo ihm die Tante mit freundlichem Gesicht entgegenkam. Während sie gemeinsam ihr Abendbrod verzehrten, sprach die Alte von verflossenen Zeiten oder über die Zukunft, wie es werden würde, wenn Oskar sich verheirathen sollte.

Eines Abends kam Oskar mit wenig zufriedener Miene nach Hause.

„Was fehlt Dir, Kind?“ fragte die Tante. „Du siehst aus, als ob Du nicht besonders gut aufgelegt wärst.“

„Das kann schon sein“, sagte Oskar, indem er den Schlafrock, den die alte Tante ihm reichte, anzog. „Ich habe von Skog sprechen hören und das macht mich sehr betrübt. Schon vor mehreren Jahren wußte ich, daß er fast ruinirt und mit dem Rest seines Vermögens und seiner Familie nach Amerika gegangen war; aber was dort aus ihm geworden, habe ich erst heute erfahren.“

„Ist er todt?“ fragte die Tante.

„Nicht, wie es scheint; vor einem Jahr kehrte er nach Schweden zurück, um die Sehnsucht seiner Frau zu befriedigen. In Amerika hatte er sein kleines Ka=

pital so praktisch verwandt, daß er es bedeutend vermehrte, aber er war unvorsichtig genug, das ganze Geld mit sich zu führen. Das Schiff scheiterte und er verlor nicht allein Alles, was er besaß, sondern auch die Frau und ein Kind, das in Amerika geboren wurde. Krank und entblößt kam er nach Gothenburg; wohin er sich später begeben, wußte Niemand. Du begreifst daher wohl, daß ich erfahren muß, wo sich der Mann befindet, der die Ursache meines Glückes ist, damit ich jetzt sein Helfer in der Noth werde."

„Freilich begreife ich das, aber wie willst Du es anfangen, ihn zu finden?"

„Ich werde eine Annonce in die Zeitungen setzen und das auf solche Weise, daß er sich zu erkennen geben muß. Ei, das wäre ja zu undankbar von mir, wenn er und seine Kinder Noth leiden sollten, ohne daß ich etwas thäte, um sie zu finden!"

In allen Zeitungen Stockholms las man darauf eine Bekanntmachung, worin der frühere Gutsherr Skog aufgefordert wurde, seine Adresse bei dem Großhändler Oernström abzugeben, damit sein alter Schuldner Gelegenheit habe, seine Schuld abzutragen.

Keine Antwort erfolgte hierauf.

Der Großhändler Oernström saß mit seiner Tante am Tische, um das Mittagsmahl einzunehmen, als die

Dienerin mit einem Vogelbauer in der Hand eintrat.

„Ein armer Junge bietet dieses Bauer zum Kauf an", sagte sie.

Oskar besah das Bauer; es war in seiner Art ein Kunstwerk, zusammengesetzt nur aus Röhrchen, aber hübsch und zweckmäßig gemacht. Der Preis war zehn Thaler.

„Bitte den Jüngling, zu warten, bis ich mit Essen fertig bin", sagte der Großhändler, der immer ein großer Freund und Besitzer von mehreren Kanarienvögeln war.

Der Jüngling trat ein. Er war hoch aufgewachsen, reinlich, aber ärmlich gekleidet.

„Wer hat dieses Bauer gemacht?" fragte Oskar und betrachtete das Gesicht des jungen Verkäufers, worin Verlegenheit, Kummer und Mangel zu lesen standen.

„Mein Vater", war die Antwort, die er mit unsicherer Stimme gab.

„In diesem Falle kann ich wohl einige Stücke mehr bestellen", nahm Oskar wieder das Wort.

Der Jüngling verbeugte sich bejahend und der Großhändler behandelte den Preis für zwei größere Bauer und bezahlte das jetzt angebotene.

Er fragte darauf nach dem Namen des jungen Verkäufers.

Bei dieser Frage wurde der Knabe purpurroth, zögernd antwortete er:

„Ich heiße — Eduard Edberg.“

Oskar Oernström fixirte ihn; es kam ihm verdächtig vor, daß er nicht gern seinen Namen nennen wollte.

„Wo wohnen Sie?“ fragte Oskar weiter, indem er stets seine Blicke auf den Jüngling gerichtet hielt.

Wieder dieselbe Verlegenheit und dasselbe Zögern, bevor er die Straße nannte.

„Sollte der arme Knabe das Bauer gestohlen haben?“ dachte Oskar und entließ den Jüngling, ohne eine weitere Frage an ihn zu richten, aber er nahm Hut und Stock, um ihm zu folgen.

Auf der Straße angekommen, erkannte Oskar in der Ferne die schlanke Figur des Jünglings, beleuchtet von der Gaslaterne, wieder und folgte demselben in einigem Abstande, indem er bei sich selbst dachte: „Ob der arme Junge das Bauer gestohlen, muß ich erfahren; denn in diesem Fall hat er es aus Noth gethan und dann will ich ihn aus dem Elend erretten, damit er nicht öfter solche Handlungen begeht.“

In der von ihm angegebenen Straße ging der Jüng-

ling in ein aus Holz gebautes, ziemlich unansehnliches Haus.

Oskar folgte schnellen Schrittes nach und befand sich bald in dem niedrigen Thorweg desselben Hauses. Er hörte Schritte auf der Treppe des Hauses, welche zu den Zimmer der obern Wohnung führte.

„Wohnt hier Jemand, der Edberg heißt und Vogelbauer macht?“ fragte Oskar mit tiefer Stimme.

Die Tritte auf der Treppe hörten auf, eine Thür wurde geöffnet, ein schmaler Lichtschein strömte auf die Treppe herab und eine jugendliche weibliche Stimme fragte: „Bist Du es Henrik? Hast Du Geld bekommen?“

Henrik bekam nicht Zeit, hierauf Antwort zu geben, denn Oskar wiederholte seine Frage und war mit dem Jüngling zugleich in einigen raschen Sprüngen in einer kleinen engen Vorstube.

Die einzige Thür, welche sich dort befand, war aufgeschlagen und auf der Schwelle stand ein junges Mädchen mit einem Talglicht in der Hand. Der Schein desselben beleuchtete nicht allein die Vorstube, sondern auch das Zimmer, aus welchem sie kam.

„Verzeihen Sie!“ sagte Oskar, welcher auf dem Gesichte des Jünglings die peinlichste Verlegenheit las. „Ich habe so eben von diesem jungen Mann hier ein Vogelbauer gekauft und wünschte einige Worte mit

ihm zu sprechen, wenn Sie es erlauben.“ Dabei machte er Miene, in das Zimmer zu treten.

Ganz unwillkürlich trat das Mädchen zur Seite, allein der Jüngling erfaßte Oskar's Arm und sagte ernstlich bittend:

„Bitte, gehen Sie nicht hinein, mein armer Vater wird sehr niedergeschlagen, wenn er Fremde sieht.“

Es lag etwas Rührendes in dem Tone, womit der junge Mann sprach; doch Oskar, wie von einer innern Stimme getrieben, ließ sich nicht aufhalten, sondern betrat im nächsten Augenblick das schlecht möblirte Zimmer, wo die Armuth deutlich und ungeschminkt vor seinen Augen stand. Die Thür einer anstoßenden Kammer wurde geöffnet und ein Mann mit grauem Haar und gebeugtem Körper trat aus derselben hervor.

Beim Anblick des fremden Mannes blieb er stehen, richtete sich empor, blickte Oskar an und fragte in scharfem Tone: „Was suchen Sie hier, mein Herr?“

Oskar antwortete nicht sogleich, er betrachtete sich das früh gealterte Gesicht mit den unverwüstlichen Spuren männlicher Schönheit. Er erkannte dasselbe wieder, obgleich Zeit und Leiden es selbst für ihn kaum erkennbar gemacht hatten.

„Ich suche Herrn August Skog, der sich jetzt Edberg nennt, und ich habe ihn gefunden“, antwortete Oskar und reichte ihm die Hand. „Haben Sie den Vogelfänger Oernström vergessen? Sie legten einmal ein Kapital bei ihm nieder, das sich gut verzinst hat, wahrscheinlich deshalb, weil Sie ihn lehrten, nie einen Gewinn durch das Leiden Anderer zu suchen. Ich bin hier, um Ihnen zu danken und meine Schuld abzutragen.“

August Skog's Angesicht leuchtete. Er nahm die dargereichte Hand und ein mattes Lächeln glitt über sein Gesicht, als er sagte:

„Sie fingen als Knabe Vögel und ich mache Bauer als Mann. In meiner frühen Jugend vermochte ich nicht an Gefängnisse für lebende Wesen denken, allein die Zeit hat sehr Vieles verändert und mich nicht am wenigsten.“

Und wieder hatte die Zeit viel verändert.

August Skog und Oskar Oernström wurden Compagnons und des erstern Sohn kam auf Oernström's Comptoir. Die Tochter wurde in Pension gebracht und fand in der alten Frau Erkman eine mütterliche Beschützerin. Der verschwenderische Skog wurde neben dem frühern Vogelfänger ein arbeitsamer

und emsiger Mann, welcher sich und den Seinen eine unabhängige Stellung erwarb.

Nachdem er Alles genossen und alle irdischen Güter verloren hatte, lernte er in einem Alter von einigen vierzig Jahren den Werth und den Segen der Arbeit kennen, er fand nicht mehr das Leben einförmig und langweilig, denn für die Langeweile hatte er jetzt keine Zeit. Die Compagnons waren und blieben unzertrennliche Freunde, selbst nachdem die Kinder erwachsen und verheirathet worden waren; ungeachtet die Tante Erkman zur Ruhe gegangen war, lebten sie dennoch zusammen. Und als sie sich schließlich von den Geschäften zurückzogen, wurden dieselben von Skog's Sohn übernommen, der zugleich mit der Schwester ausersehen war, den frühern Vogelfänger zu beerben.

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.